

OPLATKA, Andreas (2001): Der Fall, der keiner war. Ota Filip fordert Gerechtigkeit und verdient sie auch. – In: *Neue Zürcher Zeitung* 29.8.2001, 33–34.

SERKE, Jürgen (1982): *Die verbannten Dichter: Berichte und Bilder einer neuen Vertreibung*. Marburg: Albrecht Knaus.

## Ein Pionierprojekt, aber keine Pionierleistung

Kurt Krolop

Josef Körner: *Philologische Schriften und Briefe*. Hrsg. von Ralf Klausnitzer. Mit einem Vorwort von Hans Eichner (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte 1). Göttingen: Wallstein 2001. 480 S.

### 1. Eine neue wissenschaftshistorische Schriftenreihe – und ihr Start mit der Edition von Schriften Josef Körners

Es ist eine wohl nicht ohne Bedacht getroffene Entscheidung der beiden Herausgeber Christoph König und Ulrich Ott gewesen, ihre neue Schriftenreihe der Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach gerade mit einem Band *Philologische Schriften und Briefe* von Josef Körner (1888–1950) zu eröffnen, einem Germanisten also, dessen Name über einen engeren Kreis von kundigen Romantikforschern hinaus wohl nur mehr als der des Verfassers jenes berühmten, seinerzeit unentbehrlichen und auch heute noch immer mit Gewinn zu lesenden (keineswegs nur ‚anzublätternden‘) *Bibliographischen Handbuchs des deutschen Schrifttums* (KÖRNER 1949) allgemeiner geläufig sein dürfte.

Als Herausgeber, Kommentator, Bio- und Bibliograph dieses mit einem würdigenden und empfehlenden Vorwort von Hans Eichner einleiteten Bandes zeichnet Ralf Klausnitzer, fachkompetent ausgewiesen vor allem durch eine wissenschaftsgeschichtlich wichtige Monographie über Romantikforschung und -forscher in der Ära des Nationalsozialismus (KLAUSNITZER 1999).

Die Publikation ist in vier Hauptteile gegliedert. „(Philologische) Schriften“ (KÖRNER 2001: 9–185) bezieht sich als Sammeltitle auf eine knappe Auswahl von 14 Texten aus einer Gesamtmasse von rund 350 Titeln, welche ein (leider nicht durchnummeriertes) „Verzeichnis der Veröffentlichungen Josef Körners“ (ebd.: 351–384) einzeln aufzählt (einschließlich nicht immer vollständiger Listen von Rezensionen der selbständig erschienenen Schriften). Diese Bibliographie macht die erste Abteilung eines „Anhangs“ (ebd.: 349–476) aus, dessen zweite Abteilung ein „Nachwort“ einnimmt, in dem der Herausgeber Ralf Klausnitzer unter der programmatischen Überschrift „Josef Körner – Philologe zwischen den Zeiten und Schulen. Ein biographischer Umriß“ (ebd.: 385–461) eine lebens- und werkgeschichtliche Gesamtwürdigung in zeit- und wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhängen zu bieten unternimmt. Den Abschluss bildet ein „Personenregister“ (ebd.: 463–476), das sich allerdings an das eingangs gegebene

Versprechen, „alle Personen“ zu erfassen, die im Text sowie im Anmerkungssystem der Schriften, Briefe und des Nachworts erwähnt werden“ (ebd.: 473), nicht nur nicht hält, sondern auch bei manchen erfassten Personen keineswegs alle Erwähnungen berücksichtigt.

Etwa den gleichen Raum wie die Auswahl von „Schriften“ nimmt, an diese unmittelbar anschließend, eine Abteilung „Briefe“ (ebd.: 187–348) ein, in der an die 65 Schreiben abgedruckt sind, die Josef Körner von Anfang Januar 1946 bis Anfang Mai 1950 von seinem „Tomi“ (ebd.: 289) Roztoky bei Prag aus an die seit November 1934 im schwedischen Exil zu Göteborg als Sprachlehrerin im Schuldienst lebende bedeutende deutschjüdische Literaturwissenschaftlerin und -theoretikerin Käte Hamburger (1896–1992) gerichtet hat, deren Lebenslauf der Herausgeber offenbar für so allgemein bekannt gehalten zu haben scheint, dass er meint, dem Leser keinerlei biographische Informationen preisgeben zu müssen, nicht einmal Geburts- und Sterbejahr.

Am chronologischen Leitfaden des „biographischen Umrisses“ sei im Folgenden eine kritisch referierende Würdigung dieses thematisch so überaus wichtigen Bandes vorzunehmen versucht.

## 2. Zur Herkunft, weltanschaulichen Orientierung und akademischen Ausbildung Körners

Das ein wenig pompös mit „Herkunft und universitäre Sozialisation“ (ebd.: 389–399) überschriebene erste Kapitel des biographischen Umrisses ist den mährischen Kindheits- und Schuljahren sowie den Wiener Studienjahren Josef Körners gewidmet.

In Hinblick auf vermeintlich analoge „Ausgangsbedingungen“ (und wohl nicht nur auf die Gleichheit der Vornamen) hat der Herausgeber an späterer Stelle eine Parallele zwischen Josef Körner und Josef Nadler zu ziehen versucht:

In ihren Geburtsjahrgängen nur vier Jahre voneinander getrennt und dem tschechischen Teil der k. u. k. Monarchie entstammend, erfuhren beide Germanisten ihre universitäre Sozialisation durch die spätpositivistische Philologie österreichischer Prägung. (ebd.: 439–440)

Nicht in jedem dieser Punkte kann man indessen von Parallelen sprechen. Gewiss kamen beide Josefs aus den böhmischen Ländern, aber schon die Behauptung, beide wären „dem tschechischen Teil der k. u. k. Monarchie“ entstammt, ist irreführend. Körner stammte aus dem südostmährischen Dorf Rohatec (Rohatetz) bei Hodonín (Göding), das – ähnlich wie die Gymnasialstadt Uherské Hradiště (Ungarisch Hradisch) – in einer kompakt tschechischsprachigen Region lag, die nur eine verschwindend geringe deutschsprachige Minderheit aufwies; genau umgekehrt lagen die Dinge bei Nadler,

der in einer kompakt deutschsprachigen Gegend mit einer verschwindend geringen tschechischsprachigen Minderheit aufwuchs. „Josef Nadler wurde 1884 im nordböhmischen Neudörf [!] geboren“ (ebd.: 440), stellt da eine sehr unpräzise Information dar; denn allein „nordböhmische Neudörf(e)!“ dieses Ortsnamens gab es nicht weniger als ein halbes Dutzend, von denen Nadlers Geburtsort, die 200–Seelen-Dorfsgemeinde „Neudörfel“ (so die offiziell korrekte Schreibweise) bei Hainspach, im sogenannten ‚Böhmischen Niederland‘ ganz dicht an der böhmisch-sächsischen Grenze zur Oberlausitz gelegen, fast ausschließlich deutsche Einwohner hatte.

Die sogenannte „universitäre Sozialisation“ vollzog sich dann gleichsam umgekehrt kontrastiv: bei Körner im so gut wie kompakt deutschsprachigen Wien, bei Nadler innerhalb der Enklave eines deutschsprachigen „Städtchens“ (ebd.: 55) inmitten der „slawischen Großstadt“ (ebd.: 55) Prag. Während die Kindheits- und Gymnasialjahre wie auch die Anfänge der Universitätslaufbahn Josef Nadlers bis hin zu seiner Berufung nach Königsberg (1925) stark konfessionell-katholisch geprägt oder zumindest mitbestimmt waren, dürfte Körner schon sehr früh einen nicht nur konfessionell, sondern auch allgemein religiös indifferenten, rein „anthropologischen“ bzw. anthropozentrischen Standpunkt eingenommen haben, wie er dann in den Briefen an Käte Hamburger mit wiederholtem Nachdruck dargelegt ist. Diesen Sachverhalt verkennt der Herausgeber, wenn er schreibt, Körner habe den „Glauben seiner Vorfahren“ (ebd.: 390, Hervorhebung K. K.) nicht verleugnet. Woraus Körner nach eigenem Bekenntnis nie ein Hehl gemacht hat, das war seine jüdische „Abstammung“ (ebd.: 189), seine „Herkunft“ (ebd.: 189), aber jegliche „Gottesfiktion“ (ebd.: 239), also auch deren jüdisch-mosaische Spielart, war für ihn eine nicht mehr nachvollziehbare „ideelle Kinderei“ (ebd.: 216), ein „Atavismus des theologischen Zeitalters“ (ebd.: 196), das endgültig vergangen sei.

Das nationale Identitätsbewusstsein Körners, seines Elternhauses wie seiner später in nazistischen Vernichtungslagern ermordeten Geschwister Erna Körner (1893–1941) und Dr. Max Körner (1882–1943) scheint sich nicht nur im Festhalten an der „deutschen Sprache und Kultur“ (ebd.: 389) manifestiert, sondern in einem zwar nicht „deutschradikalen“, wohl aber „deutschliberalen“ Sinne auch eine historisch-politische Dimension umfasst zu haben. So schließt etwa die ausdrücklich den „geliebten Geschwistern Erna und Max“ gewidmete Schrift *Das Nibelungenlied* (Leipzig 1921) mit einem rezeptionsgeschichtlichen Rück- und Ausblick, der zugleich ein Geschichts- und Zeitgeschichtsbild erkennen lässt, das sonore Töne eines auch politisch instrumentierten nationalen Pathos keineswegs scheut und vermeidet:

Fragt man sich, [...] wie ein Werk von solcher Tiefe der Empfindung [...] dem eigenen Volk Jahrhunderte lang so gut wie verloren sein konnte, dann muss der Hinweis auf den tragischen

Verlauf der deutschen Geschichte zur Antwort dienen, der innere Zusammenbruch der Nation im 16. und 17. Jahrhundert, durch den mit der politischen Macht auch die geistige Kultur des Volkes verschüttet ward. *Beide* sind glanzvoll wieder erstanden, und aus dem Nibelungenlied nicht zuletzt haben Kraft und Stolz und Zuversicht jene Männer gesogen, die am Beginn des 19. Jahrhunderts dem deutschen Geist und dem deutschen Schwert die ruhmvollen Wege wiesen, die *bis ans Ende des Säkulums immer höher und höher hinaufführten*. Hat eine trauervolle Gegenwart die Nation von dieser schon schwindligen Höhe nun jäh hinabgestürzt, – ihre geistigen Güter, die kein Feind rauben kann, sind ihr geblieben; die zu halten und zu hegen, an ihnen sich zu erraffen, sich zu erheben ist die Forderung des Tages. Wieder kann werden, was einst war, und zum andernmal an dem alten Gedichte sich ein Feuer entzünden, *das alle Gewalt- und Fremdherrschaft vernichtet*. (KÖRNER 1921: 121–122, Hervorhebungen K. K.).

Nach Kenntnisnahme solcher Sätze erscheint einem die wenige Jahre später von August Sauer kolportierte Bezichtigung, bei Körner handle es sich um ein „übelbeleidetes anationales Individuum“ (ebd.: 425 und 439) als eine besonders böswillige Verleumdung.

Besonderen Wert hat Josef Körner stets auf die Feststellung gelegt, als Philologe und Literaturhistoriker aus der Schule Jakob Minors (1855–1912) hervorgegangen zu sein, in seinen Studien „vornehmlich von Jakob Minor geleitet, als dessen letzter namhafter Schüler er zu bezeichnen ist“, wie die offenbar auf Körner selbst zurückgehende Formulierung in der ersten Auflage des *Deutschen Literatur-Lexikons* von Wilhelm Kosch (1928: Sp. 1254) deutlich genug lautet. Und der dem Wirken Minors gewidmete Pausus in der wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung „Deutsche Philologie“, die Josef Körner für den von Eduard Castle betreuten dritten Band der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* (1930: 48–89) beige-steuert hat, bietet nicht nur eine Charakteristik der germanistischen Leistungen, sondern auch eine einlässliche Schilderung der Vorlesungspraxis und Vortragsweise des verehrten akademischen Lehrers aus eigener Hörererfahrung. Wie Jonas Fränkel (1879–1965), der Verfasser eines bedeutsamen Nachrufs (KÖRNER 1949: 528) auf Jakob Minor, so sah auch Josef Körner die Tugenden, Ansprüche und Leistungsmöglichkeiten des spezifisch Philologischen von Poetik und Historik in Minors Lehr- und Forschungstätigkeit weithin musterhaft erfüllt. Nicht ohne Staunen wird man bei Körner – ein Jahr vor seinem frühen Tode – einen aus dieser Tradition heraus zu verstehenden Satz lesen können, der Schlegelsche Gedanken von der Philologie als Universalwissenschaft erneuern zu wollen scheint:

[...] jedenfalls kann es nicht Aufgabe der Poetik sein, irgendeine [...] ‚Philosophie‘ auf das Gebiet der Dichtung anzuwenden [...], vielmehr hat der Poetiker, als Erforscher der dichtesten und deutlichsten menschlichen Ausdrucksgebilde, eher selbst den Philosophen zu belehren. (KÖRNER 2001: 315)

### 3. Zu Körners Beschäftigung mit der zeitgenössischen Gegenwartsliteratur.

#### 3.1. „Entdeckung der Gegenwartsliteratur“

„Als Redakteur der Zeitschrift *Donauland* in Wien: Entdeckung der Gegenwartsliteratur“ (ebd.: 399–413) ist der „zweite Abschnitt“ (ebd.: 388) des „biographischen Umrisses“ überschrieben.

„Entdeckung der Gegenwartsliteratur“ bezeichnet hier einen Sachverhalt, mit dem Körner sich ebenfalls als Fortsetzer eines Wirkungsbereichs Jakob Minors (und des von diesem habilitierten Oskar Walzel) empfinden konnte. „Minors lebhaftes Interesse für das dichterische Schaffen der Gegenwart“ hatte Jonas Fränkel 1912 in seinem Nekrolog für die *NEUE ZÜRCHER ZEITUNG*<sup>1</sup> mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, während dieses „lebhaftes Interesse“ schon ein Jahrzehnt vorher von Karl Kraus in der *FACKEL* satirisch glossiert worden war als der Ehrgeiz des Wiener Ordinarius, „im Germanistenseminar moderne Literatur zu züchten und als Minordomus der deutsch-österreichischen Literatur seines Amtes zu walten.“ (KRAUS 1901/87: 25)

Der als erstes Zeugnis eines solchen lebhaften Interesses vom Herausgeber in seine Textauswahl aufgenommene Aufsatz *Dichter und Dichtung aus dem deutschen Prag* (KÖRNER 2001: 55–66) vom September 1917 darf zwar als Beleg dafür gelten, dass Körner in der Tat als „einer der ersten Literaturwissenschaftler [...] die Bedeutung Franz Kafkas [...] erkannte und benannte“ (ebd.: 386): aber eben nur als *einer* von ihnen, und nicht einmal als der allererste; in der Priorität war ihm da bereits mehr als ein Jahr zuvor sein Mentor Oskar Walzel mit dem Aufsatz *Logik im Wunderbaren* im *BERLINER TAGEBLATT*<sup>2</sup> vom 6. Juli 1916 bahnbrechend vorangegangen. Auch das an Körners Aufsatz so heftig von Max Brod gerügte Gruppierungsverfahren, ihn selbst zum „Führer“ (ebd.: 63) eines „Brodtschen Kreises“ (ebd.: 65) Prager Autoren zu erklären, war alles andere als neu; schon das *PRAGER TAGBLATT* vom 10. Februar 1912 hatte die Zeitschrift *HERDERBLÄTTER* (1911/1912) definiert als „Organ der jungen Prager Dichter, die um Max Brod sich schließen“, ohne damit bei diesem auf Widerspruch zu stoßen. Ungewöhnlicher wirkte da schon die Erwähnung eines etwas peripheren Autors wie Hans bzw. Johannes Thummerer (1888–1921) im Kontext der Prager Werfel-Generation; aber absolute Priorität darf erst die meines Wissens allererste und gleich auch sehr nachdrückliche öffentliche Erwähnung und Hervorhebung eines Prager Salons für sich beanspruchen,

<sup>1</sup> Die auch heute noch *so* heißt, nicht *NEUE ZÜRCHER ZEITUNG*, wie auf Seite 376 zu lesen.

<sup>2</sup> Das wiederum *so* hieß und nicht *BERLINER TAGBLATT* (57).

der seither wiederholt von sich reden gemacht hat (vgl. zuletzt GIMPL 2001):

Einige vordem in Berlin der Verein ‚Durch‘ die Vorkämpfer des Naturalismus, blühte das junge Wien in der Treibhausluft des Café Griensteidl auf, so fanden Prags jugendliche Dichter vornehmlich in dem bescheidenen Salon einer hochgebildeten Dame den beliebten Treffpunkt. Hugo Bergmann, der Herrin des Hauses nahestehend, ein tüchtiger philosophischer Kopf und wahrer Edelmensch, führte dort (der Krieg hat ja manches verändert) die geistvollen Debatten und von seinem Wort und Wesen empfangen die versammelten Literaten mehr Anregung als Fernstehende ahnen mögen. So geht etwa Max Brods bisher reifste Schöpfung, der Roman *Tycho de [sic!] Brahes Weg zu Gott* in der Grundidee auf eine Studie des bibelkundigen Philosophen zurück. (KÖRNER 2001:63)

Die hier so rühmend erwähnte, wenn auch nicht beim Namen genannte „hochgebildete Dame“ war die Apothekergattin Bert(h)a Fanta (1865–1918), welcher der „tüchtige philosophische Kopf und wahre Edelmensch“ Hugo Bergmann (1883–1975), einstiger Klassenkamerad Franz Kafkas und späterer erster Direktor der National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem, als Schwiegersohn besonders nahe stand. Bergmanns Abhandlung *Die Heiligung des Namens (Kiddusch haschem)* in dem Sammelbuch *Vom Judentum* (Leipzig 1913) hat Max Brod (1960: 355) selbst in seiner Autobiographie *Streitbares Leben* als ein „Schriftwerk“ bezeichnet, das wie kaum ein anderes auf ihn einen „erleuchtenden Eindruck“ gemacht habe, gerade in Bezug auf *Tycho Brahes Weg zu Gott* – nicht *Tycho de Brahes Weg zu Gott*, wie das offenbar schon Körner unterlaufene, vom Herausgeber kommentarlos übernommene Fehlzitat des Romantitels lautet.

Solche Errata vermögen bei aller Geringfügigkeit gleichwohl als warnende Exempel dafür zu dienen, dass man selbst Texte des mit Recht immer wieder als besonders akribisch gerühmten Josef Körner nicht ohne kritische Wachsamkeit und Überprüfung einfach nachdrucken kann, als seien sie gegen Fehlleistungen oder auch sachliche Irrtümer grundsätzlich gefeit. Ab und zu wäre – analog zu dem Körnerschen „Hier irrt Schlegel“ (KÖRNER 2001: 144) – auch ein „Hier irrt Körner“ angebracht gewesen: so etwa, wenn es in dem hier erörterten Aufsatz heißt, „Männer wie Karl Egon Ebert und Siegfried Kapper“ hätten „in beiden Landesungen Zwiesprache mit ihrer Muse“ (ebd.: 55) gehalten (übrigens eines der nicht ganz seltenen Beispiele für den „lebhaft bildernden [...] Stil“ (ebd.: 87) des frühen Körner, den dieser wenig später mit Recht der Schreibweise Josef Nadlers nachsagen wird.) In „beiden Landesungen“ (also deutsch und tschechisch) hat indessen nicht schon Karl Egon Ebert (1801–1882), sondern erst Siegfried Kapper (1821–1879) publiziert; Friedrich Adler (1857–1938) erhielt keineswegs als der „einzige Österreicher Aufnahme in [...] die *Modernen Dichtercharaktere*“ (ebd.: 58), sondern er war neben Richard Kralik (1852–

1934), Fritz Lemmermeyer (1857–1932) und Josef Winter (1857–1916) der vierte und, wenn man den aus dem Deutschen Reich ‚zugereisten‘, in Wien wohnhaften Oskar Hansen hinzurechnet, sogar der fünfte Autor aus Österreich unter den insgesamt 21 Beiträgern der *Modernen Dichter-Charaktere* von 1885; deren Mitherausgeber hieß nicht „Henckel“ (ebd.: 58), sondern Henckell, und zwar war es Karl Henckell (1864–1929), nicht aber „Henckel, Wilhelm“ (ebd.: 467), wie eine – leider nicht vereinzelte – Fehlattribuierung des „Personenregisters“ behauptet.

Zwar lautete der Titel der ersten Gedichtsammlung von Paul Leppin *Glocken, die im Dunkeln rufen* (1903), aber sein „Prager Gespensterbuch“ von 1914 hieß nicht *Severins Gang ins Dunkle* (ebd.: 61), sondern *Severins Gang in die Finsternis*: eine Titelkontamination, wie sie Körner gelegentlich auch sonst unterlaufen ist, etwa in dem Brief an Käthe Hamburger vom 6. April 1948, wo der Titel der Schrift *Umgang mit Dichtung* (1936) von Johannes Pfeiffer (1902–1970) kontaminiert erscheint mit den *Gedanken über die Dichtung* (1941) von Gerhard Storz (1898–1983), dem dann auch die so entstandene Mischung *Umgang mit der Dichtung* (ebd.: 276) als Autor (vom Herausgeber ebenfalls unbemerkt und unberichtigt) zugeschrieben wird.

Gewiss ist in dem Aufsatz *Dichter und Dichtung aus dem deutschen Prag* (wie auch in den übrigen thematisch verwandten *Donauland*-Artikeln) von einem „Kulturkampf gegen die tschechischen Einwohner der Moldaumetropole [...] nichts zu spüren“ (ebd.: 401), doch sind die nationalen Stereotype deutschliberaler Sichtweise des tschechisch-deutschen Neben- und Gegeneinander gleichwohl allerorten präsent: von Prag als Stadt der „ersten deutschen Universität“ (ebd.: 55) über die Bewertung der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts als die „verhängnisvollen Jahre“, welche die „deutsche Stadt“ Prag „endgültig zur slawischen Metropole wandelten“ (ebd.: 60) und die Rede von einer dort einsetzenden „tatsächlichen Bedrängnis des Volkstums“ (ebd.: 56) bis hin zur Charakteristik von Fritz Mauthners Grenzlandroman *Der letzte Deutsche von Blatna* (1887) als „typische Geschichte der Verdrängung der Deutschen aus altangestammten Sitzen“ (ebd.: 57).

Mit dem markigen Vokabular von Feststellungen wie der, dass auch im „deutschen Prag“ als Literaturstadt „mit deutschem Wesen allzeit deutsche Dichtung vereint bleibt“ (ebd.: 56), wird nicht nur der Programmatik des *Donauland*, „heimisches Schrifttum und Heimatkunst zu pflegen und hochzuhalten“ (wie es in einem Werbetext der Zeitschrift ausdrücklich heißt), dienstplichtgemäß Rechnung getragen, es scheint darüber hinaus schon mit dem Titel „Dichter und Dichtung aus dem deutschen Prag“ auch ein kontrastiver Bezug auf *Das jüdische Prag* beabsichtigt gewesen zu sein – Titel einer wenige Monate zuvor, an der Jahreswende 1916/17 erschienenen, von

der Prager zionistischen Zeitung *Selbstwehr* herausgegebenen repräsentativen Sammelschrift, in der bereits die meisten derjenigen Namen vertreten gewesen waren, die nun bei Körner als Autoren des „deutschen Prag“ nahezu vollzählig figurierten: Alfred Klaar, Fritz Mauthner, Auguste Hauschner, Friedrich Adler, Hugo Salus, Oskar Wiener, Oskar Baum, Hugo Bergmann, Franz Kafka, Max Brod, Otto Pick, Rudolf Fuchs und Franz Werfel.

### 3.2. Dienstzeit im k. u. k. Kriegsarchiv

„Der zweite Abschnitt beleuchtet Körners Tätigkeit als Redakteur der Monatszeitschrift *Donauland* zwischen 1916 und 1919“ (ebd.: 388) resümiert der Herausgeber, *meint* damit aber wohl Körners gesamte dreijährige Dienstzeit im k. u. k. Kriegsarchiv; denn als Redakteur der ILLUSTRIRTE MONATSSCHRIFT konnte er erst ab März 1917 tätig werden, als das erste Heft des DONAULAND erschien.

Außer der recht wenig besagenden Feststellung, dass er im Kriegsarchiv „Kanzleiarbeiten“ (ebd.: 399) zu leisten hatte, wird von Körners Arbeit im Kriegsarchiv so gut wie nichts „beleuchtet“, obwohl er ja bereits „Anfang 1916“ (399) in diese „Heldenbeschreibungsanstalt“, wie Kraus sie in einem Brief an Sidonie von Nádherny verächtlich nannte, versetzt worden war, also genau zur gleichen Zeit wie Rainer Maria Rilke, der in einem „arg bekümmerten“ Brief vom 15. Februar 1916 an seinen Verleger Anton Kippenberg über den dortigen „Dicht-Dienst“ des „Heldenfrisierens“ zu berichten hatte. Der ehrgeizige und umtriebige Oberst Alois Veltzé (1864–1927), in Personalunion Mitherausgeber des *Donauland* und Vorstand der „Schriftenabteilung“ des k. u. k. Kriegsarchivs, leitete auch deren Unterabteilung, die so genannte „Literarische Gruppe“, der im Laufe der Kriegsjahre zahlreiche namhafte Schriftsteller und erfolgreiche Journalisten angehörten, u. a. Rudolf Hans Bartsch, Franz Karl Ginzkey, Paul Stefan Grünfeld, Geza Silberer (Sil-Vara), Alfred Polgar, Franz Theodor Csokor und nicht zuletzt der „Titularfeldwebel“ Stefan Zweig, den Körner wohl erst seit dieser Zeit „mein Freund“ (219) titulieren konnte.

Unbedingt bemerkt zu werden hätte auch verdient, dass DONAULAND schon wenige Wochen nach seinem ersten Erscheinen, bereits Mitte Mai 1917, zum Merkziel der Satire in der FACKEL von Karl Kraus geworden war und das bis in die ersten Nachkriegsjahre hinein auch leitmotivisch blieb. „*Donauland*“, so lautet gleich eingangs die satirische Definition dieser Zeitschrift in der Glosse „Literaten unterm Doppelaar“, „*Donauland* betitelt sich die Kriegsdienstleistung der zur Literatur Untauglichen, die jetzt in einem Bureau der Mariahilferstraße – man gönnt's ihnen – die Zukunft Österreichs nebbich schmieden.“ (KRAUS 1917: 22) Es darf vermutet werden, dass der FACKEL-Leser Franz Kafka diese Kriegs-, Literatur- und

Kriegsliteratursatire zu Kenntnis genommen hatte, als er Ende 1917 eine Mitarbeit an dieser Zeitschrift ablehnte (KÖRNER 2001: 403, Anm. 44.). Zu den Gründen solcher Ablehnung gehörte auch, was er bereits Anfang 1917 in einem Briefentwurf zum Ausdruck gebracht hatte:

ich bin nämlich nicht imstande, mir ein im Geiste irgendwie einheitliches Groß-Österreich klarzumachen und noch weniger allerdings, mich diesem Geistigen ganz eingefügt zu denken, vor einer solchen Entscheidung schrecke ich zurück. (KAFKA 1993: 336f.)

### 3.3. Studien zu Arthur Schnitzler

Nicht in der – erst 1925 von Willy Haas begründeten – LITERARISCHEN WELT (KÖRNER 2001: 405), wie es in diesem zweiten Abschnitt des „biographischen Umrisses“ irrtümlich heißt, sondern in Ernst Heilborns LITERARISCHEM ECHO (wie die dazugehörige Anmerkung 49, ebd., richtig ausweist), ist am 1. April 1917 Josef Körners erster Text zum Thema Arthur Schnitzler erschienen, die kritische Studie „Arthur Schnitzler und Siegmund [!] Freud“ (ebd.: 357). Sie sowie eine Ende 1917 im DONAULAND veröffentlichte Besprechung der Schnitzlerschen Komödie *Fink und Fliederbusch* (ebd.: 374) und schließlich die Ende 1918 ebenfalls im DONAULAND publizierte, vom Herausgeber in seine „Schriften“-Auswahl aufgenommene Abhandlung „Arthur Schnitzlers Gestalten und Probleme“ (ebd.: 67–83) waren die „Aufsätze“, die nach Josef Körners – ebenfalls in die Auswahl aufgenommenen – späteren „Persönlichen Erinnerungen an Arthur Schnitzler“ (ebd.: 133–136) „dann zu einem umfänglicheren Buche zusammenflossen, das zufällig im Jahre seines 60. Geburtstages herauskam.“ (ebd.: 133).

Es hätte laut Vorankündigung als XXIII. Band der *Amalthea-Bücherei* bereits im Herbst 1921 erscheinen sollen, wurde dann aber doch erst im März 1922 ausgeliefert, also annähernd sechs Monate vor der erst im September 1922 vorliegenden, Thomas Mann gewidmeten und von diesem empfohlenen, von Josef Körner jedoch kritisch „abgelehnten“ (KÖRNER 1949: 502) Studie des mit Arthur Schnitzler eng befreundeten Richard Specht, *Arthur Schnitzler. Der Dichter und sein Werk*, so dass es als *der* Festbeitrag zum bevorstehenden Geburtstag des Dichters (13. Mai 1922) gelten konnte. Die Bibliographie, die es nicht unter diesem „Jahre des 60. Geburtstages“, also nicht unter 1922, sondern nach dem Copyright-Vermerk unter 1921 verzeichnet (KÖRNER 2001: 359), lässt solche Zusammenhänge nicht erkennen, zumal zu diesem Werk – anders als bei der Mehrzahl der übrigen – kein Verzeichnis von Rezensionen angefügt ist.

Generell macht sich in dem bibliographischen „Verzeichnis der Veröffentlichungen Josef Körners“ (ebd.: 351–384) wie auch im Anmerkungsapparat des „biographischen Umrisses“ (ebd.: 385–461) bisweilen ärgerlich störend bemerkbar, dass Texte, die in Periodica erschienen sind, fast stets nur mit

Seitenangaben innerhalb des jeweiligen Jahres-, Halbjahres- oder Quartalsbandes registriert werden und darüber hinaus eine noch präzisere Datierung, die oft sehr kontextrelevant sein könnte, bedauerlicherweise nicht erlauben. Während z. B. Josef Körner selbst in seinem *Handbuch* (KÖRNER 1949: 502) die oben erwähnte Rezension der Schnitzler-Monographie von Richard Specht in den *Preußischen Jahrbüchern* konkret „November 1923“ datiert, muss man bei Klausnitzer aus der Quartalbandangabe „Oktober-Dezember 1923“ (KÖRNER 2001: 376) den Monat erraten, ohne sicher sein zu können, ihn auch richtig getroffen zu haben.

Wie in der Reproduktion des Aufsatzes *Dichtung und Dichter im deutschen Prag* (ebd.: 55–66) so sind auch im Abdruck der Studie *Arthur Schnitzlers Gestalten und Probleme* (ebd.: 67–83) aus dem *Donauland* offenbar bereits dort unterlaufene Fehlzitate vom Herausgeber unkorrigiert übernommen worden, also z. B. Seite 74 *Doktor Gräßler* anstatt *Doktor Gräsler* oder Seite 78 *Frau Berta und ihr Sohn* anstatt *Frau Beate und ihr Sohn*; ferner Seite 81–82 Abweichungen in Schnitzler-Zitaten von deren Textvorlage.

Mit der auf Wertungen (etwa der Dichtersprache Schnitzlers) keineswegs verzichtenden Reminiszenz „Persönliche Erinnerungen an Arthur Schnitzler“ (ebd.: 133–136) fanden nicht nur die Schnitzler-Studien Josef Körners, sondern auch dessen publizierte Beiträge zum Bereich des „Gegenwartsschrifttums“ (ebd.: 364) ihren Abschluss. Klausnitzer hat versucht, den Standpunkt, von dem aus Josef Körner seine Wertungen zeitgenössischer Literatur vornahm, als Erscheinungsform einer allgemeineren Generations-symptomatik zu deuten:

Als Angehöriger dieser Generation [der zwischen 1880 und 1890 Geborenen, K. K.], die sich nach dem expressionistischen Aufbruch in unterschiedlichen Lagern des politischen Spektrums wiederfand, partizipierte Körner aber weit eher an religiös begründeten Reintegrationsbemühungen als an den exklusiven Entdifferenzierungsprojekten der völkischen Bewegung. (ebd.: 411)

Deutlich werde das in Körners Aufsatz über Zacharias Werner, „der eine Parallele zwischen romantischen und expressionistisch-gegenwärtigen Heilserwartungen zog“ (ebd.: 411).

Dass Körner diese Parallele zog, besagt indessen keineswegs, dass er an einem der beiden Heilserwartungsphänomene, zwischen denen diese Parallele gezogen wurde, in irgendeiner Form „partizipiert“ hätte. In Schnitzlers Tagebuch findet sich unter dem 22. Dezember 1924 die Notiz: „Prof. Körner [...] über die Gottsucher (und dass ich ‚Gott sei Dank‘ keiner bin).“ Und im gleichen Sinne wird es in einem Brief an Käte Hamburger zwei Jahrzehnte später explizit heißen:

Weder Werfels theologische Reaktion gegen den ‚naturalistischen Nihilismus‘ unserer Zeit, noch Th. Manns areligiöse Religiosität halte ich für mögliche Rettungen aus einem (scheinbaren oder wirklichen) geistig-sittlichen Chaos. Wir können nicht zurück (der klassische Versuch

dieser Art innerhalb der deutschen Geistesgeschichte heißt Friedrich Schlegel, und wie sehr spricht dieser dagegen!), wir müssen weiter voran [...] Die Gottesfiktion ist unhaltbar geworden [...], und darum gibt es kein Zurück zur Theologie, sondern nur ein resolutes Weiterschreiten innerhalb der Anthropologie. (ebd.: 238f.)

Klarer lässt sich die Ablehnung jeglicher Teilhabe an „religiös begründeten Reintegrationsbemühungen“ wohl kaum formulieren.

#### 4. Zu Körners Forschung und Lehre 1919–1939

Den umfangreichsten Teil des „biographischen Umrisses“ nimmt mit Recht dessen „dritter Abschnitt“ ein, überschrieben: „Gymnasialprofessor und Hochschullehrer in Prag: Produktive Jahre 1919–1939“ (ebd.: 413–449). Zwischen der Schilderung der „Bemühungen um Friedrich Schlegel“ (ebd.: 415–423), d. h. vor allem um eine bereits 1928 in Aussicht gestellte „kritische Gesamtausgabe“ dieses Autors, und dem Bericht über den im Sommer 1929 geglückten „Fund von Coppet“ (ebd.: 446–449), dem auch ein in die Textauswahl aufgenommener Artikel Körners in den MÜNCHNER (nicht: MÜNCHENER!) NEUESTEN NACHRICHTEN gilt (ebd.: 117–121: „Auferstehende Romantik!“), steht im Zentrum die ausführlichste Darstellung, die Josef Körners „Zweifacher Habilitationsversuch“ (ebd.: 423–445) an der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag bisher in der Sekundärliteratur erfahren hat. Überaus wertvolle Ergänzungen des zu diesem Thema – vor allem im Jubiläumsheft 1/1994 des EUPHORION – wissenschaftsgeschichtlich bereits Recherchierten und Interpretierten erbringt hier vor allem die Auswertung einschlägigen Materials aus dem Archiv der Prager Karls-Universität.

In der genetischen Darlegung dieser hochschulpolitisch so besonders symptomatischen Affaire hätte ganz gewiss auch Erwähnung (und entsprechende Berücksichtigung im „Personenregister“) der nicht unwesentliche Umstand verdient, dass der im Zusammenhang mit Körners erstem Habilitationsversuch von 1924/25 mehrfach erwähnte „Dekan“ (vgl. ebd.: 430, Anm. 115–116; 430, Anm. 120–122) der führende Slavist der Prager deutschen Universität gewesen ist, Franz Spina (1868–1938), der dann von 1926 bis 1938 auch als Minister der tschechoslowakischen Regierung angehörte, während es sich bei dem „Dekan“ (ebd.: 445), der nach dem Eintreten des Philosophen Oskar Kraus (1872–1942), des klassischen Philologen Siegfried Reiter (1863–1943) sowie des weltberühmten Orientalisten und Indologen Moritz Winternitz (1863–1937) für Josef Körner im Sommer 1929 die Wiederaufnahme von dessen Habilitationsverfahren verfügte, um Arthur Stein (1871–1950) handelte, der in Briefen an Käte Hamburger als „Althistoriker“ (ebd.: 303) und „einer der vordersten, wenn nicht überhaupt der vorderste Epigraphiker unserer Zeit“ (ebd.: 292) auftauchen wird, ohne

beim Namen genannt, vom Herausgeber aber auch nicht identifiziert und attribuiert zu werden, so dass er im „Personenregister“ ebenfalls nicht angeführt erscheint.

Zu den bedauerlichsten Lücken im Verzeichnis der Rezensionen wie auch im Kontext des „biographischen Umrisses“ gehört in diesem Zusammenhang das Fehlen der ungewöhnlich ausführlichen, sechs besonders komprimierte Seiten umfassenden Besprechung, die der germanistische Ordinarius der Prager tschechischen Karls-Universität Josef Janko (1869–1947, nicht Janke, wie auf Seite 359 zu lesen!) in dem von ihm mitgeleiteten Neophilologen-Organ ČASOPIS PRO MODERNÍ FILOLOGII im Juni 1926, also noch zu Lebzeiten August Sauers, der von Josef Körner 1924 auch als erste Habilitationsschrift vorgelegten Monographie *Klassiker und Romantiker* gewidmet hat. Mit dieser vorbehaltlos zustimmenden Rezension, mit den gleichfalls durchwegs positiven Würdigungen Josef Körners durch den jüngeren literarhistorischen Ordinarius Otokar Fischer (1883–1938) sowie dessen „Kronprinzen“ Vojtěch Jiráček (1902–1945, vgl. z. B. die vom Herausgeber ebenfalls nicht erfasste Anzeige der „Krisenjahre“ in der Tageszeitung ČESKÉ SLOVO vom 4. Februar 1937) war die Solidarität der Prager tschechischen Germanistik mit Körner in dessen Kontroversen sowohl mit August Sauer als auch mit Sauers Prager Nachfolger Herbert Cysarz deutlich genug markiert und artikuliert.

Gleichwohl wird man dem vom Herausgeber übernommenen Urteil Konstanze Fliedls, die in Hinblick gerade auf August Sauer von einer „kaum noch verhüllten antisemitischen Prager Institutspolitik“ (ebd.: 425) gesprochen hat, so generell nicht zustimmen können; denn schließlich war der von Sauer ganz dezidiert bevorzugte Habilitationsanwärter Georg Stefansky (1897–1957) ebenso jüdischer Herkunft wie der ein Jahrzehnt ältere Körner und Sauer selbst galt bei völkischen Studenten wo nicht geradezu als Jude, so doch als eindeutig philosemitisch. Auch das Fehlurteil, Sauers Werberuf von 1907 „Deutsche Studenten – nach Prag!“ (ebd.: 439) als Appell eines „nationalkonservativen Aktivisten“ (ebd.: 439) zu interpretieren, zeugt von einer gründlichen Verkennung der Prager politischen Konstellation um 1900, in der die Losung der radikalsten nationalistischen „Aktivisten“ – in bewusster Analogie zum antiklerikalen „Los von Rom!“ – vielmehr „Los von Prag!“ lautete, weil man die Hauptstadt Böhmens nicht nur wegen ihrer erdrückenden tschechischen Bevölkerungsmehrheit, sondern auch wegen der nach wie vor ungebrochen liberalen kommunalpolitischen Dominanz innerhalb der deutschsprachigen (weithin deutschjüdischen) Minderheit jederzeit preiszugeben bereit war zugunsten eines Universitätsstandorts in einer kompakt deutschsprachigen Region.

In einem Abschnitt des „biographischen Umrisses“, dessen Überschrift mit der Berufsbezeichnung „Gymnasialprofessor“ beginnt, hätte man gern auch etwas über die im „Verzeichnis der Veröffentlichungen“ durch mehrere Beiträge ausgewiesene Wirksamkeit des Philologen als Lehrer, Methodiker und Didaktiker im „höheren Schulwesen“ erfahren, z. B. über den auf Seite 365 verzeichneten Aufsatz *Der Schüler Gerber wird gerächt*, mit dem Körner in die Debatten um Friedrich Torbergs unmittelbar vorher erschienenen, auf Prager Realien beruhenden, vieldiskutierten Erstlingsroman *Der Schüler Gerber hat absolviert* (1930) eingegriffen hat.

In einem Brief Josef Körners an Käthe Hamburger vom 25. Februar 1949 heißt es auf bezeichnende Weise: „einst war mir Vortragen höchste Lust, ich verstand, Zuhörerschaft in Bann zu schlagen und das Bewußtsein solcher Beherrschung der Masse zu genießen.“ (ebd.: 312). In der im Goethe-Jahr 1932 gehaltenen, unter dem Titel *Goethe und Ihr* in der „Staatlichen Verlagsanstalt“ (nicht Versicherungsanstalt, wie es auf Seite 367 unbegreiflicherweise heißt) veröffentlichten „Rede an die studierende Jugend“ (gemeint ist hier nicht die Universitätsstudentenschaft, sondern nach gesamtösterreichischem und auch tschechischem Sprachgebrauch die Schuljugend höherer Lehranstalten) liegt in Gestalt einer Gedenk- und Festansprache ein Zeugnis der Rhetorik gymnasialprofessoralen „Vortragens“ vor, das als offensichtlich einzige überlieferte Probe dieser Textsorte schon deshalb (aber auch wegen des begrenzten Umfangs) Aufnahme in die notgedrungenen knappen Textauswahl des Bandes verdient hätte, zumal da hier schon die in jedem Sinne „tiefe Skepsis“ (ebd.: 190) zum Ausdruck kommt, mit der Körner bereits 1932 und seither immer „realistischer“ (ebd.: 220) die zeitgeschichtlichen Vorgänge auf dem abendländischen Kontinent beobachtet, beurteilt und selber erlitten hat, „in dieser Epoche der Rebarbarisierung Europas, der Atempause zwischen einem die europäische Gesittung untergrabenden Weltkrieg und einem schon herandonnernden künftigen, der sie, ja die physische Existenz der Kulturmenschheit überhaupt zu vernichten droht.“ (KÖRNER 1932: 4)

Nach Erlangung der *venia docendi* im August 1930 nahm Körner mit dem Sommersemester 1931 als Privatdozent und Titularprofessor am Seminar für deutsche Philologie der Deutschen Universität in Prag seine nicht ganz 16 Semester währende Lehrtätigkeit auf, die bereits vor Abschluss des Wintersemesters 1938/39 ihr erzwungenes Ende fand. Als einziger Germanist jüdischer Herkunft unter seinen Seminarkollegen war er von der wenige Wochen nach dem Diktat von München (30. September 1938) einsetzenden nazistischen Gleichschaltung der Prager Deutschen Universität unmittelbar betroffen und wurde schon „im Herbst 1938, als das Reich deren Verwaltung übernahm, auf Grund des Arierparagraphs [sic] aus dem Lehrkörper

ausgeschieden“ (KÖRNER 2001: 283), also keineswegs erst nach dem „Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Prag am 15. März 1939“ (ebd.: 449), wie der Herausgeber im Widerspruch zu dem von ihm edierten Text behauptet. Nicht bloß eine „böse Vorahnung des Kommenden“ (ebd.: 453, Hervorhebung K. K.) musste demnach „den Prager Germanisten erfüllt haben“ (ebd.: 453), als er Mitte November 1938 seine „Autobibliographie 1911–1938“ als resümierenden „Schaffensbericht“ verfasste, sondern bereits die schmerzliche *Gewissheit* des vorzeitigen Endes einer ohnehin missgünstig verzögerten und behinderten akademischen Laufbahn. Der Periodisierungseinschnitt, von dem an der Herausgeber Josef Körners „Bittere Jahre 1939–1950“ (ebd.: 449) beginnen lässt, wäre infolgedessen auf 1938 vorzuverlegen.

„Literaturgeschichtliche Übersichtsvorlesungen lehnte Körner ab“ (ebd.: 446) stellt Klausnitzer unter Hinweis auf einen Brief an Bernhard Blume vom 15. Mai 1948 summarisch fest. Dass Körner solche „Übersichtsvorlesungen“ nicht sehr hoch schätzte, besagt jedoch keineswegs, dass sie in seinem Lehrveranstaltungsangebot gänzlich gefehlt hätten. Vielmehr las er gleich in den ersten vier Semestern seiner Privatdozentur (Sommersemester 1931 bis Wintersemester 1932/33) über die Geschichte des deutschen Romans im 18. und 19. Jahrhundert und für die Wintersemester 1936/37 sowie 1938/39 war ein Kolleg über die „Geschichte der deutschen Romantik in weltliterarischer Sicht“ angekündigt: Lehrveranstaltungen also, denen man den Charakter von „literaturgeschichtlichen Übersichtsvorlesungen“ kaum wird absprechen können.

##### 5. Zu Körners Isolation und Verfolgung 1938–1945

Hatte Körner alle Aussicht auf ein akademisches Lehramt endgültig durch den Beschluss der tschechoslowakischen Regierung vom 27. Januar 1939 verloren, der die Zwangsentlassung aller Staatsbediensteten jüdischer Herkunft verfügte, so war er durch die bereits am 17. März 1939 erfolgte Übernahme aller seit 1933 angeordneten antijüdischen Diskriminierungs- und Restriktionsvorschriften des Hitler-Regimes durch die Protektorsregierung darüber hinaus auch noch, wie Herbert Cysarz es überaus euphemistisch formulierte, „in die einsame Studierstube gescheucht“ (ebd.: 452), d. h., weniger verblümt ausgedrückt, von nun an – genau wie sein Dresdener Kollege und Korrespondenzpartner Victor Klemperer – ebenfalls vor allem dem im „Großdeutschen Reich“ bereits Ende 1938 erlassenen Verbot der Benutzung von Bibliotheken, Archiven und anderen wissenschaftlichen Einrichtungen unterworfen.

Dank seiner nichtjüdischen tschechischen Ehefrau, die ihn nicht verließ, blieb Josef Körner – anders als seine Fakultätskollegen Siegfried Reiter,

Arthur Stein und Emil Utitz, der „Goedeke“-Bibliograph Alfred Rosenbaum, der „letzte große Meister deutscher Bücherkunde“ (KÖRNER 1949: 5) sowie der Nestor der Prager tschechischen Germanistik Arnošt Kraus – von einer Deportation nach Theresienstadt einstweilen noch verschont und wurde erst am 4. Februar 1945 – zusammen mit anderen jüdischen Partnern sogenannter „Mischehen“ – von dem zweiten der insgesamt neun „Arbeitseinsatztransporte“ („AE“) erfasst, die zwischen Ende Januar und Mitte März aus Prag, Mährisch Ostrau (Ostrava), Olmütz (Olomouc) und Líba nach Theresienstadt abgingen, ohne dass es dann noch zu einem Weitertransport der „arisch Versippten“ (wie der LTI-Terminus lautete) in ein Vernichtungslager gekommen wäre. Erst am Tage des Waffenstillstands, dem 8. Mai 1945, wurden Ghetto und Konzentrationslager Theresienstadt durch sowjetische Truppen auf deren Vormarsch nach Prag befreit.

Seine Feststellung, dass „nach 1939 die offene Erinnerung an die Leistungen des als Juden [sic] aus dem akademischen Diskurs ausgegrenzten Körner unmöglich geworden war“ (KÖRNER 2001: 453), hat der Herausgeber selbst durch die Anmerkung relativiert, dass Bernard von Brentanos 1943 erschienene August-Wilhelm-Schlegel-Biographie eine „Würdigung des Prager Philologen“ sowie Hinweise auf „Körners Briefausgaben und Monographien“ (ebd.: 454) enthalte. Keineswegs systematisch angestellte Stichproben vermögen darüber hinaus nachzuweisen, dass in dieser Zeit auch andernorts auf Josef Körner mit voller Namensnennung Bezug genommen wurde, so z. B. durch Benno von Wiese im Kommentarband seiner Hebbel-Ausgabe (HEBBEL 1941: 273) oder durch Julius Petersen in seiner Methodenlehre *Die Wissenschaft von der Dichtung* (1939), auch noch in deren von Erich Trunz besorgten 2. Auflage (PETERSEN 1944: 97, 169). Es gehörte dazu offenbar nicht mehr, aber eben auch nicht weniger als ein gewisses Mindestmaß an intellektueller Redlichkeit und Zivilcourage, das freilich die Mehrzahl der Zunftgenossen nach Körners harter, aber gerechter Einschätzung damals vermissen ließ.

Bewundernswert und unvergessen verdient die geistige Energie und Aktivität zu bleiben, die Josef Körner sich selbst unter den extremsten Bedingungen repressiver Ab- und Ausgesperrtheit gleichwohl noch bewahrt hat.

Zu der Arbeit an einer „geplanten großen Poetik“ (KÖRNER 2001: 209), die bereits 1937 unter ihrem hinfort beibehaltenen Titel „Dichtung als Ausdrucksgebilde“ in der methodologischen „Einleitung“ zu der Übungstextsammlung „Wortkunst ohne Namen“ (Prag 1937: 11) als „demnächst“ erscheinend angekündigt worden war, gesellten sich weitere Buchprojekte von zum Teil ganz erstaunlicher Weite und Vielfalt des Gegenstandsbezugs wie der Themenstellung: allen voran der Plan eines „Wertebuchs“ (KÖRNER 2001: 238), dessen Obertitel schon 1942 „ziemlich fest“ (ebd.:



454) stand, so dass er 1946, lediglich ergänzt durch einen erläuternden Untertitel, in unverändertem Wortlaut von neuem angeführt werden konnte: „Wert und Werturteil in Wirtschaft, Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst. Versuch einer Grundlegung von Ökonomik, Poetik, Ethik und Ästhetik“ (ebd.: 194); ferner „noch ein anderer Plan: ‚Technik und Politik, ein Versuch über den Lebenswert der Geisteswissenschaften‘“ (ebd.: 194), dem nach Kriegsende noch eine weitere „Staats‘-Schrift“ (ebd.: 267) vorangehen sollte, eine „politische Schrift“ (ebd.: 266) mit dem sprechenden Titel „Schuld und Sühne“, in mancher Hinsicht wohl eine Vorwegnahme dessen, was Theodor W. Adorno später als „Aufarbeitung der Vergangenheit“ thematisiert und reflektiert hat.

An spezifisch literarhistorisch-monographischen, wie die „große Poetik“ ebenfalls bereits in die Zwischenkriegsjahre zurückweisenden Arbeiten hat Körner neben dem ältesten, bereits 1922 angekündigten Projekt dieser Art, „Der Dichter der Lucinde / Friedrich Schlegel als Poet und Poetiker“ (ebd.: 200; vgl. auch KÖRNER 1949: 313), vor allem auf sein geplantes „Heine-Buch“ (ebd.: 273) verwiesen sowie auf ein „Schillerbuch“ (ebd.: 206) unter dem in Aussicht genommenen Titel „Der unvollendete Schiller“ (ebd.: 193), von dem Körner noch in seinem letzten Lebensjahr die Arbeit an einem Problemkomplex beschäftigte, der die Überschrift erhalten sollte: „Die ästhetische Erlösung. Schillers Denken und Dichten vom Lebenswert der Kunst“ (ebd.: 326).

Alle diese größeren literaturwissenschaftlichen Arbeiten standen im Zeichen, ja, man darf wohl sagen geradezu im Dienste von Bestrebungen, das Verfahren einer „integralen Motivanalyse“ (ebd.: 344) als die *via regia* literarischer Interpretation und Wertung zu erweisen und zu erproben. Ein klärendes Wort darüber, was Körner eigentlich begrifflich verstanden wissen wollte, wenn er diese Methode als „*meine* Motivanalyse“ (ebd.: 277, Hervorhebung K. K.) bezeichnete, wäre wohl im Nachwort am Platze gewesen, eventuell auch die Aufnahme der ihrem Verfasser methodisch besonders „wichtigen Einleitung“ (ebd.: 192) zu dem Band „Wortkunst ohne Namen“ in die Textauswahl.

## 6. Zu Körners letzten Lebens- und Schaffensjahren

Von den „Briefen an Käthe Hamburger“ (ebd.: 189–348) heißt es, sie gäben über die letzten fünf Lebens- und Schaffensjahre Körners „bessere Auskunft als jeder historische Berichterstatter es könnte“ (ebd.: 458). Das trifft wohl zu, allerdings unter einer wichtigen Voraussetzung, die der erfahrene Herausgeber Körner gelegentlich der umfangreichsten seiner eigenen Briefeditionen, der „Krisenjahre der Frühromantik“, gemacht hat, dass nämlich deren „Textbände unverständlich und wissenschaftlich unbenutzbar“ (ebd.:

193) seien ohne einen umfassenden und zuverlässigen Kommentar: eine Voraussetzung, die in *dieser* Briefedition, wie an zahlreichen Beispielen zu zeigen wäre und an einigen wenigen auch gezeigt werden soll, leider nur sehr unzureichend gegeben ist.

Insgesamt gehören diese Briefe ohne Zweifel zu den lebens-, zeit- und wissenschaftsgeschichtlich aufschlussreichsten, aber auch bestürzendsten und erschütterndsten Zeugnissen aus den ersten Prager (und nicht nur Prager) Nachkriegsjahren, die zugleich Körners letzte Lebensjahre gewesen sind. Sie berichten davon, wie nach Kriegsende „die radikale Lösung der Deutschenfrage hierzulande rücksichtslos auch die (sei’s noch so antinazistisch gesinnten und tätigen) Juden deutscher Kulturzugehörigkeit einbegreifen“ wollte, was den Briefschreiber und „die (nichtjüdische, tschechische) Gattin ernstlich an Selbstmord denken ließ“ (ebd.: 191); wie die Tschechen nach Aufhebung der Deutschen Universität Prag „von den paar überlebenden jüdischen Dozenten [...] aus allen möglichen (natürlich lauter unsachlichen Gründen) *niemanden* an die Karlsuniversität übernommen“ hätten (ebd.: 283); dass „der tschechische Nazismus, wie er seit Kriegsende hier wütet [...], gewiß nicht so brutal wie der deutsche, aber moralisch und intellektuell von derselben Faktur, [...] mit seinem Deutschen- und Magyarenhaß jede europäische Friedens- und Zukunftspolitik im voraus illusorisch“ mache (ebd.: 249).

Im Unterschied zu seinem Prager Fakultätskollegen und Theresienstädter Schicksalsgenossen Emil Utitz haben bei Josef Körner die Leidenserfahrungen von Krieg und Verfolgung zu keinerlei linksorientierten Sympathien für sozialistische oder gar kommunistische Gesellschaftskonzepte geführt. Mit den „ausgezeichneten Schriften von Ludwig v. Mises“ (1881–1973) war für ihn der „theoretische Nachweis der Unhaltbarkeit sämtlicher sozialistischer Doktrinen, der tatsächlichen Undurchführbarkeit ihrer nicht durchdachten, aber umso verführerischen [sic! muss wohl heißen: verführerischeren] Programme“ (ebd.: 221) schon längst unwiderleglich erbracht, und dass bei der „Neueinrichtung der ČSR“ (ebd.: 247) nicht rechtzeitig Sorge getragen wurde, dass nicht „die Fahrt unter stürmischem Wind schon jäh in die Totalität“ (ebd.: 266) des Kommunismus führe, erschien ihm kaum weniger bedrohlich als der militärisch überwundene, aber nach Körners Überzeugung aus den Köpfen noch keineswegs verschwundene Geist des nazistischen Totalitarismus.

Wenn Körner 1948 die italienischen Wahlen zu den „schweren Prüfungen“ (ebd.: 274) zählt, dann ist die darin enthaltene Wertung nicht so zu verstehen und zu erläutern, wie Klausnitzer das in seiner einschlägigen Anmerkung getan hat, nämlich dass die Christdemokraten mit 48,5 % der Stimmen die Mehrheit erzielten, während Sozialisten und Kommunisten „zusammen

nur auf 31 %“ (ebd.: 274, Hervorhebung K. K.) gekommen seien, sondern aus Körners Sicht mit genau der entgegen gesetzten Akzentuierung: dass nämlich die Christdemokraten mit *nur* 48,5 % die absolute Mehrheit *verfehlt* haben, während es der linken Volksfront *gelingen* ist, einen bedrohlich *hohen* Stimmenanteil von 31 % zu erringen – nur so ergibt das den von dem dezidierten Antikommunisten mit den „schweren Prüfungen“ gemeinten Sinn.

Neben solchen Sinnverfehlungen stößt man, wie bei dieser Gelegenheit vermerkt sei, auch auf Pseudokommentare des Herausgebers, die Informationen bieten, welche mit dem zu erläuternden Sachverhalt unmittelbar überhaupt nichts zu tun haben, wie z. B. die Mitteilung, dass Léon Blum 1936/37 „der erste sozialistische (und jüdische) Premierminister Frankreichs“ (ebd.: 232) gewesen sei, nicht das Geringste zur Erklärung des am 31. August 1946 geschriebenen Satzes beiträgt: „Eben lese ich Blums Niederlage“ (ebd.: 232). Und auch die Information, dass Thomas Mann 1949 in Frankfurt am Main und Weimar gefeiert worden sei, ist völlig irrelevant für die Erläuterung des Stichworts „Mann-Promotion“ (ebd.: 329), womit vielmehr die Promotion Manns zum Ehrendoktor der schwedischen Universität Lund am 27. Mai 1949 gemeint ist.

Gänzlich unkommentiert bleibt darüber hinaus die Mehrzahl der Hinweise und Anspielungen auf aktuelle weltpolitische Ereignisse des ersten Nachkriegsjahrfünfts, die dem Briefschreiber Körner zum Anlass seiner äußerst skeptischen Zeitgeschichtsdiagnosen und -prognosen gedient haben, wie zum Beispiel am 04.05.1946 der „Beginn der Pariser Pourparlers“ (ebd.: 211); am 16.07.1946 „die in mancher Hinsicht noch die Nazis übertreffenden Judenmassaker in Polen“ (ebd.: 225); am 24.08.1946 „die Radio-Nachricht, dass Tito das amerikanische Ultimatum abgelehnt hat“ (ebd.: 229); am 29.09.1946 „Churchill in Zürich“ (ebd.: 242); am 02.10.1946 das „geradezu furchtbare Ereignis der Wallace-Rede“ (ebd.: 246); am 16.01.1947 „die Moskauer Konferenz“ (ebd.: 253) und die „Montgomery-Reise“ (ebd.: 253); am 05.11.1948 „Trumans überraschende Wiederwahl“ (ebd.: 302) oder am 09.01.1949 der „unerwartete, in den Auswirkungen noch unabsehbare Sieg Frankreichs in der Ruhrfrage“ (ebd.: 305).

Abgesehen davon, dass manche der in den Brieftexten erwähnten Personen wie z. B. Eudo C. Mason (ebd.: 318, s. KÖRNER 1949: 488 und 489) oder Charlotte Bühler (ebd.: 339, s. KÖRNER 1949: 72) vom „Personenregister“ gar nicht erfasst sind, kommt es dort auch zu einigen Fehlidentifikationen bzw. -attribuierungen.<sup>3</sup> Eine „Editorische Notiz“ (ebd.: 188) zum Abdruck

<sup>3</sup> So handelt es sich etwa bei „Ebbinghaus“ (KÖRNER 2001: 231 u. 233) mit Sicherheit nicht um „Ebbinghaus, Ernst A.“ (ebd.: 465), sondern um den angesehenen Marburger

der Briefe an Käte Hamburger spricht davon, es sei dabei eine „Behebung offenkundiger Schreibfehler“ erfolgt. Entweder ist das nicht konsequent genug geschehen oder aber es sind neue Fehler begangen worden, die auf das Konto des Herausgebers gehen.<sup>4</sup> Auch den Übersetzungskünsten des Herausgebers ist nicht ungeprüft über die Gasse zu trauen<sup>5</sup>.

Juristen und Hochschulpolitiker Julius Ebbinghaus (1885–1981); die „Festschrift für Singer“ (ebd.: 258) galt nicht „Singer, Herbert“ (ebd.: 474), sondern dem aus Wien stammenden Berner Altgermanisten Samuel Singer (1860–1948, s. KÖRNER 1949: 11); Verfasser des von Körner in besonders hohem Maße wertgeschätzten Buches *Die Revolution des Nihilismus* (1938, s. KÖRNER 1949: 534) war nicht ein „Hermann Rauschnigg“ (KÖRNER 2001: 276 u. 472), sondern der durch seine umstrittenen *Gespräche mit Hitler* (1940) weltberühmt gewordene Hermann Rauschnigg (1887–1982); Autor der Schrift *Hitler's Professors* (1946) nicht ein „Max Weinrjch“ (ebd.: 240 und 476, so irrtümlich auch in KÖRNER 1949: 538), sondern der Linguist und Soziologe Max Weinrjch (1894–1969). Bei Körner selbst (KÖRNER 2001: 137) wie auch im „Verzeichnis der Veröffentlichungen Josef Körners“ (ebd.: 352) lautet der Name des Mitherausgebers der Sammlung *Die Brüder Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe* (1926) durchaus korrekt „Ernst Wienecke“, während Klausnitzer in seinen eigenen Texten sich generell für die Schreibung „Wienecke“ (ebd.: 418, Anm. 83–84 und 476) entschieden hat. Analog dazu verwandelt das „Personenregister“ den im Körnerschen Text erwähnten polnischen Germanisten „S. v. Lempicki“ (ebd.: 171) in einen „Lempecki, Siegmund von“ (ebd.: 470). Die von Körner in seiner Nadler-Rezension (84) korrekt datierte Sauerische Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde“ (1907) erscheint in Klausnitzers Darstellung nicht nur *umdatiert* auf 1906, sondern auch *umgetauft* in „Literaturwissenschaft und Volkskunde“ (ebd.: 438, Hervorhebung K. K.). Auch dem Titel des bekannten Sammelwerks *Juden im deutschen Kulturbereich* blieb eine – fast schon ungewollt parodistisch wirkende – Verballhornung nicht erspart: er lautet nun „Juden im deutschen Kulturbetrieb“ (ebd.: 390 u. 438, Anm. 14, Hervorhebung K. K.).

<sup>4</sup> So wird z. B. die auf Seite 300 beabsichtigte Antithese zum „idealistischen Phrasenrausch“ nicht in einem „bestialischen Nachtrausch“ (KÖRNER 2001: 300) zu suchen sein, sondern in einem ebensolchen „Machtrausch“ erblickt werden müssen; und der Kontrast zu der witzig-aktualisierenden Wortbildung „Verunanständigung“ (ebd.: 311) muss natürlich „Veranständigung“ lauten, kann also nicht eine völlig witzlose „Verständigung“ (ebd.: 311) sein; dass die Menschheit untergehen müsse, „solange der Haß das summum bonum *diskutiert*“ (ebd.: 306, Hervorhebung K. K.), dürfte Körner kaum so zu Papier gebracht, auf keinen Fall aber so gemeint haben, intendiert war wohl eher „diktiert“ oder „dekretiert“; und wenn Körner tatsächlich das Wort „querulanterisch“ (ebd.: 252) geschrieben oder getippt haben sollte (was nicht viel an Wahrscheinlichkeit für sich hat), dann wäre das ebenso als „Schreib-fehler“ zu „beheben“ gewesen wie z. B. der aparte Infinitiv „*exspektorieren*“ (ebd.: 321), zumal Körner selbst nachweislich nicht „*Exspektoration*“, sondern durchaus normgerecht „*Expektoration*“ (ebd.: 142) geschrieben hat. Damit scheint das Problem eines etymologisch und/oder orthographisch recht eigenwilligen Umgangs mit Fremdwörtern in Zusammenhang zu stehen, wie es in des Herausgebers eigenen Texten etwa an Formen wie „*obstinant*“ (ebd.: 408 und 457), „*Provinienz*“ (ebd.: 394) oder „*prompt*“ (ebd.: 421) punktuell sichtbar wird. Von geradezu ärgerlicher Häufigkeit sind Fälle, wo es zu mitunter höchst sinnstörenden Wechselvertauschungen von „*sie*“ bzw. „*ihr*“ mit großzuschreibendem „*Sie*“ bzw. „*Ihr*“ (als Höflichkeitsanrede) gekommen ist (ebd.: 124–125, 257, 279, 293, 312, 314, 345, 347). Zwei Beispiele für viele: Wenn Körner im Brief vom 25.02.1949 über seine Tochter

## 7. Zur Edition und Kommentierung der Briefe Körners

Mitteilungen wie „es ist der 5. Brief, den ich heute zu fertigen habe“ (ebd.: 272), oder „dies ist heut mein 8. Brief“ (ebd.: 274) vermitteln eine Vorstellung von der kaum glaublichen Extensität und Intensität der „weltweiten Korrespondenz“ (ebd.: 262), die Körner in den ersten Nachkriegsjahren (natürlich nicht „Nachkriegsjahrzehnten“, wie es auf Seite 344 heißt) neben seiner mühsamen Forschungs- und Manuskripterstellungsarbeit noch weiterzuführen vermochte und von deren Gesamtumfang man außer dem Abdruck der Briefe an Käte Hamburger und gelegentlichen Hinweisen auf wichtige Korrespondenzpartner wie Oskar Walzel, Arthur Schnitzler, Karl Vossler, Walther Küchler, Paul Kluckhohn, Bernhard Blume, Erik Lunding, Wolfgang Paulsen und einen vielzitierten „E. Groosz“<sup>6</sup> (ebd.: 391, 455, 456, 457), dessen vollständigen Vornamen nicht einmal das „Personenregister“ (ebd.: 466) verrät, leider nirgends einen zusammenfassenden Überblick erhält, der z. B. auch Victor Klemperers Tagebucheintragung vom 26. Januar 1947 einbeziehen könnte: „Ich schrieb [...] an Josef Körner in Prag, der mich im ‚Aufbau‘ entdeckt u. über die Aufbauredaktion zum Überleben beglückwünscht hat.“ (KLEMPERER 1999: 346)

Erklärungsbedarf ergibt sich bereits aus dem Wortlaut der „Editorischen Notiz“ (KÖRNER 2001: 188) zum Abdruck der Briefe an Käte Hamburger. Wenn es dort heißt: „Die im Deutschen Literaturarchiv Marbach lagernden

---

Pauline an Käte Hamburger schreibt: „Paulinchen, (die ihren Namen sehr wohl weiß)“ (ebd.: 314), dann soll damit natürlich nicht mitgeteilt werden, dass Paulinchen „ihren Namen“ (d. h. ihren eigenen) „sehr wohl weiß“, sondern vielmehr „Ihren Namen“ (d. h. den der Adressatin Käte Hamburger). Und umgekehrt: Wenn von Walther Küchlers französischer Ehefrau die Rede ist, dann darf es nicht heißen: „Und Ihre reizenden [...] Briefe“ (ebd.: 345); denn das wären ja dann die Briefe der Adressatin Käte Hamburger), sondern es ist zu textieren: „Und ihre reizenden [...] Briefe“.

5 Abgesehen von Hispanismen im französischen Originaltext eines Briefes von August Wilhelm Schlegel wie „los bannières“ (ebd.: 144) und „los Methodistes“ (sic!, ebd.: 145) wäre ein Missgriff wie die Übertragung von „par un missionnaire des frères moraves“ (ebd.: 144) durch „von einem Missionar der moravischen [!] Brüder“ (ebd.: 145) allein schon durch einen Blick auf die vorhergehende Seite zu vermeiden gewesen, wo Körner selber in einer Fußnote die „mährischen Brüder“ (ebd.: 144, Anm. 17) erwähnt. Die Wiedergabe der Wendung „pour calciner les statues antiques“ (ebd.: 145) durch „um die antiken Statuen zu verkohlen“ (ebd.: 146, Hervorhebung K. K.) bietet einen unfreiwilligen Berolinismus von gewiss ebenso unfreiwilliger Komik. Einen Höhepunkt solcher Fehlleistungen liefert der Schlusssatz dieses Briefzitats, wo der Passus „au nom des pitoyables et mesquines conceptions que [...] des âmes étroites se sont forgées de la Vérité Divine“ (ebd.: 145) wiedergegeben erscheint mit „im Namen der armseligen und bornierten Auffassungen, welche sich [...] eingeengte Seelen über die göttliche Wahrheit ausgehext haben“ (sic! Ebd.: 147, Hervorhebung K. K.).

6 Vermutlich handelt es sich um den Bibliothekar und Historiker Hofrat Edmund Groag (1873–1945).

Briefe Josef Körners an Käte Hamburger sind nicht als Originale, sondern als Durchschläge im Nachlass Hamburger enthalten“, dann wäre zu diesem doch keineswegs selbstverständlichen Sachverhalt wohl ein Wort der Erläuterung am Platze gewesen, und bei der Feststellung: „Bis auf die Briefe vom 21.VII.1946, 28.IX.1949 und 5.V.1950 [...] sind alle Briefe maschinenschriftlich abgefasst“ wäre zu fragen, ob diese drei genannten Ausnahmen originalhandschriftlich vorliegen oder aber vielleicht ebenfalls als Durchschriften; wobei noch anzumerken bliebe, dass es einen Brief vom „21.VII.1946“ unter den hier abgedruckten Schreiben nicht gibt.

Auf den Seiten 272–273 wird ein undatiertes Brief abgedruckt mit dem Herausgebervermerk: „Ohne Ort und Datum; in der Reihenfolge nach Brief vom 15.III.1948 und vor Brief vom 8.IV.1948“ (ebd.: 272). Was immer hier unter „Reihenfolge“ verstanden worden sein mag, die chronologische „Reihenfolge“ ist es *nicht*; nach ihr gehört dieser Brief nicht in das Frühjahr 1948, sondern in den Frühling 1946, wie nicht nur inhaltlich-thematische Parallelen belegen, sondern vor allem auch die Anrede „Liebe Frau Doktor“ (ebd.: 272), die nach dem 23.II.1946 das förmlichere „Sehr verehrte Frau Doktor“ (ebd.: 195) ablöste, bis auch sie 1947 nach dem Prager Sommerbesuch Käte Hamburgers endgültig durch „Liebe Freundin“ (ebd.: 254) ersetzt wurde. „Liebe Frau Doktor“ wäre demnach im Jahre 1948 ein völlig unmotivierter Rückfall auf eine längst überwundene Zwischenstufe von Anrede-förmlichkeit gewesen.

Über Käte Hamburger, die Adressatin der abgedruckten Briefe, werden, wie bereits angedeutet, außer Titeln einiger – keineswegs aller – erwähnten Bücher und Aufsätze keinerlei Auskünfte geboten, nicht einmal einschlägige Hinweise auf Helmut Müsseners umfassende Monographie *Exil in Schweden* (1974), wo Leben und Schaffen der Literaturwissenschaftlerin im schwedischen Exil bereits vor nahezu drei Jahrzehnten detailliert und exemplarisch dargestellt worden sind.<sup>7</sup> „Im Handbuch sind so ziemlich alle Ihre Arbeiten angeführt. Sie werden etwa 7 mal zitiert; aber nicht etwa aus ‚Freundschaft‘, sondern aus Pflicht“ (ebd.: 314), heißt es in Körners Brief vom 25. Februar 1949 an Käte Hamburger, ohne dass der Herausgeber sich auch nur bemüht gefühlt hätte, „aus Pflicht“ diese sieben Titel ausfindig zu machen und im „Handbuch“ nachzuweisen (KÖRNER 1949: 277, 316, 324, 509, 518, 519, 524).

Der ausdrücklich als „Körners bester Freund“ (KÖRNER 2001: 229, Anm. 19) bezeichnete Walther Küchler (1877–1953) wird ebenso beharrlich wie

---

7 Siehe bei Müssener (1974: 473) auch den Verweis auf eine „vollständige Bibliographie der Schriften und größeren Zeitschriftenpublikationen Käte Hamburgers“ in der Stifts- und Landesbibliothek von Västerås.

irreführend auf die Kennzeichnung „Wiener Romanist“ (ebd.: 229 und 445) festgelegt, obwohl Küchlers fünfjährige Wiener Lehrtätigkeit (1922–1927) nur die Zwischenstation einer akademischen Laufbahn darstellte, die den aus Essen stammenden Romanisten von Gießen und Würzburg über Wien schließlich 1927 auf einen „Hamburger Lehrstuhl“ (ebd.: 217) führte, von dem er dann 1933 zwangsweise entfernt wurde, weshalb er nach 1945 von seinem Wohnsitz Benediktbeuern (nicht „Benediktbeuren“, wie auf Seite 256) aus „die Rückkehr auf seinen Hamburger Lehrstuhl“ (ebd.: 217) betrieb.

Die Wichtigkeit des Korrespondenzpartners Paul Neuburger (1881–1959) für den Bibliographen Josef Körner bestand wohl nicht so sehr darin, dass er der Verfasser der Dissertation „Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik“ (ebd.: 189 und KÖRNER 1949: 309) sowie der Bearbeiter des als „trefflich“ gerühmten Registerbandes zu der zehnbändigen Walzelschen Heine-Ausgabe im Insel-Verlag gewesen war (1920, vgl. KÖRNER 1949: 372), als vielmehr in dem Umstand, dass er als Inhaber und Leiter des 1924 gegründeten Genfer wissenschaftlichen Nachrichtendienstes „Pallas“ gerade auch für bibliographische Zwecke zumal in den ersten Nachkriegsjahren eine schlechthin unentbehrliche Informationsquelle darstellte.

Rein gar nichts – nicht einmal die Abkürzung eines Vornamens – erfährt man über Carl Emil Lang (1876–1963), der auch im „Personenregister“ (KÖRNER 2001: 469) lediglich als vornamenloser „Lang, Dr.“ figuriert, obwohl er doch ebendort als eine der meistgenannten Personen ausgewiesen ist und sicherlich das Hauptverdienst um die Betreuung der im Francke Verlag Bern erschienenen Titel Körners gehabt hat, auch und gerade um die ganz besonders arbeitsaufwendige und kostspielige postume Edition des dritten, des „Kommentar“-Bandes der „Krisenjahre der Frühromantik“ (1958). Ein von Körner mit solchem Nachdruck als „ein so feiner und bewundernswert sachlicher Mensch“ (ebd.: 284) gerühmter leitender Verlagsmitarbeiter hätte ein kommentierendes Wort ganz gewiss verdient.

Nicht unwichtig wäre es gewesen, Karl Schultze-Jahde nicht erst als die Person zu entschlüsseln, die auf Seite 347 hinter der Abkürzung „Sch.-J.“ steht, sondern schon als den „Görlitzer Freund“ (ebd.: 242) zu identifizieren (und im „Personenregister“ auch auszuweisen), der im Herbst 1941 „auf dem Höhepunkt der Nazi-Erfolge darüber sein bißchen Verstand verlor“ (ebd.: 242) sowie auch als den „Dr. Karl S.“ (ebd.: 339), dessen Görlitzer Adresse Körner seiner Korrespondenzpartnerin mitteilt. Der von Körner als Schriftsteller wie als Literaturwissenschaftler (nicht zuletzt als Theoretiker und Praktiker der „Motivanalyse“) geschätzte Schultze-Jahde wird im *Handbuch* mit nicht weniger als fünf Titeln erwähnt (KÖRNER 1949: 26, 67, 451); laut einer Tagebucheintragung vom 3. September 1947 ist auch

Victor Klemperer dem „Görlitzer Studienrat“ anlässlich eines Vortrags am dortigen Gymnasium begegnet.

## 8. Zum Verzeichnis der Schriften Körners

Das „Verzeichnis der Veröffentlichungen Josef Körners“ (KÖRNER 2001: 351–384), das sich für den Zeitraum bis Herbst 1938 auf die Körnersche „Autobiographie 1911–1938“ (ebd.: 453, s. auch 192, 196, 231, 233) stützen konnte und wohl auch gestützt hat, scheint im Wesentlichen vollständig zu sein, zumindest in dem von Körner gemeinten Sinne, dass an Primärtexten „kaum etwas Wichtiges“ (ebd.: 453) übersehen ist. Erwähnung hätte allenfalls noch verdient, dass der Körnersche Artikel „Konzeption“ in einer bearbeiteten Fassung des von Körner als „Motivanalytiker“ hoch geschätzten Willy Krogmann (1905–1967) Eingang auch in den 1. Band der 2. Auflage des *Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte* (KÖRNER/KROGMANN 1958: 883–884) gefunden hat.

Bei der postumen Neuauflage der „Wortkunst ohne Namen“ (siehe KÖRNER 1954) ist die bloße Angabe „2., erw. Aufl. Bern: Francke 1954“ (KÖRNER 2001: 369) auf missverständliche Weise unvollständig. Denn es handelt sich hier erst um „Heft 1: Gegenstücke“ dieser beträchtlich *erweiterten* Auflage, dem laut Ankündigung des Herausgebers Wolfgang Kayser (1906–1960) noch zwei weitere folgen sollten: „Heft 2: Doppelfassungen“ und „Heft 3: Übertragungen“ – wozu es dann allerdings nicht mehr gekommen ist.

Lücken weisen die den selbständigen Titeln angefügten Verzeichnisse der Rezensionen auf. Das gilt, abgesehen davon, dass bei der Schnitzler-Monographie, wie schon erwähnt, ein solches Verzeichnis gänzlich fehlt (vgl. ebd. 359), vor allem für den Zeitraum, der durch die „Autobiographie 1911–1938“ nicht mehr abgedeckt ist. So fehlen z. B. nicht wenige Rezensionen des „Bibliographischen Handbuchs“ (vgl. ebd.: 371) und *alle* der „Marginalien“ (vgl. ebd.), obwohl es dazu im letzten der Briefe Josef Körners an Käte Hamburger vom 5. Mai 1950 bereits ausdrücklich heißt: „es sind auch schon Rezensionen erschienen“ (ebd.: 348). Verzeichnet ist nicht einmal die „Anzeige der ‚Poetik‘“ (ebd.: 330), für die Körner bei deren Verfasserin Käte Hamburger sich so herzlich bedankt. Dass darüber hinaus die „Einführung in die Poetik“ nur noch eine einzige Rezension erfahren haben soll (ebd.: 371), erscheint als in hohem Grade unwahrscheinlich. Ganz gewiss nicht ohne kritisches Echo ist der 1958 postum erschienene Kommentarband zu den *Krisenjahren der Frühromantik* (KÖRNER 1958) geblieben oder die 1969 von Francke vorgelegte 2. Auflage der Textbände 1 und 2, wahrscheinlich ebenso wenig wie die Reprints des *Bibliographischen Handbuchs* (KÖRNER [1966]), der *Nibelungenforschungen*

(KÖRNER 1968), der *Botschaft der deutschen Romantik an Europa* (KÖRNER 1969) und der *Romantiker und Klassiker* (KÖRNER 1971). Als Beispiel ausführlicher Würdigung sei lediglich auf Rainer Gruenters Rezension des 1. Heftes der 2. Auflage von *Wortkunst ohne Namen* (KÖRNER 1954) im EUPHORION (50/1956: 234–236) verwiesen, die Körners Gedanken zur Gehalts-, Motiv- und Formanalyse auf überzeugende Weise in den wissenschaftsgeschichtlichen Kontext wertend einordnet.

### 9. Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Entschluss zu einer kommentierten Edition des Bandes *Philologische Schriften und Briefe* von Josef Körner als Eröffnungsband einer Schriftenreihe zur Erforschung der Geschichte der Germanistik ein Pionierprojekt gewesen ist, das unter anderem höchst geeignet gewesen wäre, einen Bereich zu erschließen und zu erhehlen, der aus zeitbedingten Gründen lange sozusagen im toten Winkel wissenschaftsgeschichtlichen Forschungsinteresses geblieben war: Lage, Befindlichkeit, Mentalität und Identitätsbewusstsein Prager jüdischer Wissenschaftler und Hochschullehrer „deutscher Kulturzugehörigkeit“ (KÖRNER 2001: 191) in einer durch Besatzung, Krieg, Holocaust und Vertreibung weitgehend monokulturell gewordenen, einer neuen „Totalität“ (ebd.: 266) unaufhaltsam zutreibenden Prager tschechischen Nachkriegsrealität.

Leider ist aus diesem – auch in manch anderer Richtung wegweisenden – Pionierprojekt nicht auch eine Pionierleistung von uneingeschränkter wissenschaftlicher Brauch- und Benutzbarkeit geworden. Dem durch eine verbesserte und überarbeitete Neuauflage dieser in ihren Intentionen so begrüßenswerten Publikation wirksam abzuhelpfen, wäre ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen.

### Literatur:

- BROD, Max (1960): *Streitbares Leben. Autobiographie*. München: Kindler.
- CASTLE, Eduard (Hg.) (1930): *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn*. Hrsg. von J.W. Nagl und J. Zeidler. Bd. 3: Von 1848 bis 1890. Wien u.a.: Fromme.
- GIMPL, Georg (2001): *Weil der Boden selbst hier brennt ... Aus dem Prager Salon der Berta Fanta (1865–1918)*. Furth im Wald/Prag: Vitalis.

HEBBEL, Friedrich (1941): *Werke*. 9 Bände. Bd. 9. Nach der historisch-kritischen Ausgabe von R.M. Werner systematisch geordnet von Benno von Wiese. Leipzig: Bibliographisches Institut.

KAFKA, Franz (1993): *Nachgelassene Schriften und Fragmente*. Bd. 1. Frankfurt/Main: S. Fischer.

KLAUSNITZER, Ralf (1999): *Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich*. Paderborn u.a.: Schöningh.

KLEMPERER, Victor (1999): *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1949*. Hrsg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Christian Löser. Berlin: Aufbau.

KÖRNER, Josef (1921): *Das Nibelungenlied*. Leipzig u.a.: Teubner.

KÖRNER, Josef (1932): *Goethe und Ihr*. Prag: Staatliche Verlagsanstalt.

KÖRNER, Josef (1949): *Bibliographisches Handbuch des deutschen Schrifttums*. 3. völlig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage Bern u.a.: Francke. Nachdruck der 3. Aufl. Bern u.a. Francke [1966].

KÖRNER, Josef (1954): *Wortkunst ohne Namen. Übungstexte zu Gehalt-, Motiv- und Formenanalyse*. 2. erw. Aufl. Heft 1: *Gegenstücke*. Bern u.a.: Francke.

KÖRNER, Josef (1958): *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. Kommentarband*. Bern u.a.: Francke.

KÖRNER, Josef/KROGMANN, Willy (1958): *Konzeption*. – In: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Begründet von P. Merker und W. Stammler. 2. Aufl. hrsg. von W. Kohlschmidt und W. Mohr. Bd. 1 A-K. Berlin, New York: de Gruyter, 883–884.

KÖRNER, Josef (1968): *Nibelungenforschungen in der deutschen Romantik*. 2. reprograf. Auflage der 1. Aufl. Leipzig: Hassel [1911]. Darmstadt: WBG.

KÖRNER, Josef (1969): *Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa*. Nachdruck der Ausgabe Augsburg u.a.: Filser [1929]. Bern: Lang.

KÖRNER, Josef (1971): *Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe*. Unveränd. Nachdruck der Ausgabe Berlin: Askanische Verl. [1924]. Darmstadt: WBG.

KOSCH, Wilhelm (1928): *Deutsches Literatur-Lexikon*. Bd. 1. Halle: Max Neimeyer Verlag.

KRAUS, Karl (1901): *Die Fackel* III. Jahr. Nr. 87. Wien: Verlag „Die Fackel“.

KRAUS, Karl (1917): *Die Fackel* XIX Jahr. Nr. 457–461, Wien: Verlag „Die Fackel“.

MÜSSENER, Helmut (1974): *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933*. München: Hanser.

PETERSEN, Julius (1944): *Die Wissenschaft von der Dichtung. System und Methodenlehre der Literaturwissenschaft*. 2. Aufl. hrsg. von E. Trunz. Berlin: Junker und Dünhaupt.

## Die Beurteilung der schriftsprachlichen Varietäten des Deutschen – retrospektiv betrachtet – unter besonderer Berücksichtigung der österreichischen Varietät

Dalibor Zeman

Es ist eine geläufige Beobachtung, dass im Rahmen einer plurizentrischen Betrachtung der deutschen Standardsprache Österreich einen wichtigen Platz einnimmt. Das österreichische Deutsch ist demnach ein „festes Faktum“, das sich auf allen linguistischen Beschreibungsebenen, und zwar auf der phonetisch-phonologischen, morphologischen und syntaktischen sowie lexikalischen Ebene manifestiert. Von Belang erscheint auch die pragmatische Ebene, deren Behandlung man in der österreichischen Germanistik eine besondere Bedeutung beimisst. Pionierarbeit hat diesbezüglich insbesondere Rudolf Muhr geleistet, auf den hier verwiesen sei (vgl. MUHR 1993b, 1995). Es geht im Folgenden nun nicht um eine Analyse der Eigentümlichkeiten des österreichischen Deutsch – diese wurden bereits bei Peter Wiesinger *Das österreichische Deutsch* (WIESINGER 1988) und in zahlreichen weiteren Arbeiten zum österreichischen Deutsch ausführlich behandelt. Vielmehr greift der vorliegende Beitrag die Problematik der nationalen Varietäten des Deutschen auf. Das Hauptaugenmerk ist dabei nicht nur auf die in den 1980er Jahren begonnene Diskussion um nationale Varietäten des Deutschen gerichtet, sondern vor allem auf die Kontroversen, die sich innerhalb der so genannten plurizentrischen Richtung abspielen. Dabei stehen die widersprüchlichen Auffassungen über den ideologischen Status der österreichischen Varietät im Vordergrund.<sup>1</sup>

Bis in die Mitte der 1980er Jahre vertrat man in der deutschen Sprachwissenschaft, besonders in der damaligen Bundesrepublik Deutschland, bezüglich der für alle deutschsprachigen Länder verbindlichen deutschen Schriftsprache und ihrer Norm einen monozentrischen Standpunkt (vgl. MOSER 1985: 1687ff.). Nach dieser Position galt die in der damaligen Bundesrepublik Deutschland, besonders aber in ihren nördlichen Teilen geltende Sprachform, das so genannte Binnendeutsch, als verbindliche Hauptform. Dass der kleinere Teil Deutschlands, die bis 1990 existierende Deutsche Demokratische Republik, sowohl politisch-gesellschaftlich als auch sprachgeographisch bedingt schriftsprachlich eigene Wege zu beschreiten begann

<sup>1</sup> Soziale Einstellungen und voluntative Komponenten sind Gründe dafür, dass die wissenschaftliche Diskussion um das österreichische Deutsch politisch und, wenn man so will, ideologisch bestimmt ist, so Hermann Scheuringer (2001: 102), der von der politisch-ideologischen Handhabung des österreichischen Deutsch spricht.

und über eine andere, doch gleichberechtigte Varietät der deutschen Sprache verfügte – insbesondere der DDR-spezifische Wortschatz bzw. das Vokabular des Marxismus-Leninismus (vgl. KINNE/STRUBE-EDELMANN 1981: 5ff. und FLEISCHER 1987: 13ff.) – spielte in der sprachhistorischen Diskussion der Bundesrepublik nur eine marginale Rolle. Das DDR-Deutsch wurde als Nebenform der in der Bundesrepublik gültigen Hauptform des Binnendeutschen betrachtet.

Ähnlich beurteilt wurden auch die als Außen- oder Randdeutsch eingestuft deutschen Varietäten in Ostbelgien, Luxemburg, Lothringen und dem Elsass, der Schweiz, Liechtenstein und Österreich, die geographisch im Westen und Süden an den binnendeutschen Raum anschließen und mit diesem das geschlossene, auf mehrere Staaten verteilte deutsche Sprachgebiet mit teilweise weiteren Staatssprachen bilden.

Die schon in den sechziger Jahren begonnene und vor allem in den siebziger und frühen achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts intensiviert Erforschung sprachlicher Eigenheiten sowohl in der damaligen DDR als auch in den „randdeutschen“ Ländern, die ihre Sprachvarietäten schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg als gleichberechtigte schriftsprachliche Formen aufwerteten und dabei trotz Abweichungen vom Binnendeutschen keineswegs die Konnotation eines unkorrekten Sprachgebrauchs besaßen, sensibilisierte zunehmend für einzelne sprachliche Unterschiede im Gesamtdeutschen (WIESINGER 1997: 1f.). Aus der Erforschung der sprachlichen Eigentümlichkeiten nicht nur in der damaligen DDR, sondern auch in der Schweiz entstanden neue Wörterbücher zum DDR-spezifischen (vgl. KINNE/STRUBE-EDELMANN 1981) und zum schweizerischen Wortschatz. Auch der im Bibliographischen Institut in Mannheim erscheinende Duden nahm mehr und mehr süddeutsche, schweizerische und österreichische Eigenheiten auf, die als solche markiert wurden (DUDEN 1990: 1993–95). Die Republik Österreich hatte schon 1951 das für die Schulen verbindliche *Österreichische Wörterbuch* herausgebracht, das in der 35. Auflage (1979) sogar viele dialektale Ausdrücke, doch meist ohne entsprechende Kennzeichnung, aufnahm. Es ist aber auch Tatsache, dass bereits die früheren Auflagen des *Österreichischen Wörterbuchs* zahlreiche allgemein verwendete Wörter der österreichischen Umgangssprache und der österreichischen Mundarten enthielten, wenngleich keine Wörter in mundartlicher Schreibung. In der umstrittenen 35. Auflage wurden solche mundartliche Ausdrücke berücksichtigt, die in der österreichischen Literatur eine Rolle spielen, in Zeitungen verwendet werden oder im Rundfunk zu hören sind (vgl. ÖWB 1979). So wird die Intention der 35. Auflage nicht primär die gewesen sein, sich von der schriftsprachlichen Norm abzusetzen, sondern möglichst viele, vor allem an Wien gebundene Ausdrücke einzubeziehen, die in der öffentlichen

Kommunikation eine gewisse Relevanz haben, zumal sie zum Teil von da aus weiter verbreitet wurden. Das *Österreichische Wörterbuch* kann aber nach Reiffenstein kein historisches Wörterbuch sein und erst recht darf es kein Dialekt-Wörterbuch sein. Wörter wie *Ergetag* (Dienstag), *Safaladi* (Wurstart) etc. sollten ersatzlos gestrichen werden. Sie haben ihren legitimen Platz im *Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich*, nicht aber in einem standardsprachlichen Wörterbuch des Deutschen in Österreich (REIFFENSTEIN 1995: 161f.). Die Lemma-Auswahl kommentiert Reiffenstein wie folgt:

Die Herausgeber des *Österreichischen Wörterbuchs* sollten m.E. bemüht sein, in erster Linie den aktuellen und den allgemein üblichen Wortschatz der Österreicher abzubilden. Das Wörterbuch sollte sichtbar machen, dass es nicht nur kein einheitliches Deutsch, sondern dass es auch kein einheitliches österreichisches Deutsch gibt. Die regionalen Besonderheiten haben gleiches Recht, die österreichischen innerhalb des Deutschen, aber nicht weniger die westösterreichischen innerhalb des österreichischen Deutsch. [...] Freilich ist dann aber auch streng auf regionale Ausgewogenheit zu achten, die derzeit keineswegs gegeben ist. [...] Ich ziehe aus meinen Überlegungen das folgende Fazit: Das *Österreichische Wörterbuch* ist ein brauchbares und, leider nur in einem begrenzten Bereich, notwendiges Buch. Es ließe sich ohne strukturelle Eingriffe freilich erheblich verbessern. (REIFFENSTEIN 1995: 161ff.)

Die vermehrte Aufnahme mundartlicher Lexeme wurde aufgrund kritischer Einwände in der 36. Auflage von 1985 revidiert. Mitte der achtziger Jahre erfolgte auch in der Sprachwissenschaft ein Paradigmenwechsel. Den unmittelbaren Anstoß gab der australische Sprachwissenschaftler Michael Clyne, der 1984 einer bis dahin monozentrischen Betrachtung der deutschen Sprache eine plurizentrische entgegensetzte. Nach Clyne darf keine deutsche Sprachvarietät Anspruch auf alleinige normgerechte Korrektheit erheben und Bewertungsmaßstab für alle anderen Varietäten sein (vgl. CLYNE 1984, 1993). Vielmehr setze sich die deutsche Gesamtsprache aus mehreren Erscheinungsformen zusammen, die gleichberechtigt die deutsche Schriftsprache bilden. Dabei kommt den staatsgebundenen Varietäten der ehemals zwei deutschen Staaten, der Schweiz und Österreich als den großen deutschen Sprachgebieten eine besondere Bedeutung zu, da diese durch die Verbindung von Staatsterritorium, Nation und Sprache als „nationale Varietäten“ betrachtet werden (WIESINGER 1997: 1f.). Diese Ansicht scheint sich heute allgemein durchgesetzt zu haben, so dass sich sprachwissenschaftliche Kontroversen innerhalb der plurizentrischen Richtung abspielen, wobei sich drei unterschiedliche Positionen artikulieren:

Der von Wiesinger so genannte „österreichisch-nationale Standpunkt“, nach dem das österreichische Deutsch als eine eigene Sprache „Österreichisch“ verstanden wird: „Gegenüber den sprachlichen Verselbständigungsbestrebungen als Aufbau eines Gegensatzes von *Österreichisch* gegenüber *Bundesdeutsch* bzw. einer verselbständigenden nationalen Varietät *Österrei-*

chisch, wie sie R. Muhr und andere betreiben, [...]“ (WIESINGER 1995: 68). Wiesinger distanziert sich insbesondere von sprachpolitischen Separationstendenzen.

[...] Rudolf Muhr, wenn er zwar die deutsche Sprache in Österreich als eine Varietät des Deutschen gelten lässt, sie aber bewusst als Österreichisch bezeichnet, um damit weitere sprachpolitische Ziele anzusteuern. (WIESINGER 1995: 65)

Als Vertreter dieser Richtung werden Anatoli Domaschnew, Michael Clyne, Hermann Möcker, Rudolf Muhr, Wolfgang Pollak und Ruth Wodak genannt, ferner der Kreis der Bearbeiter des *Österreichischen Wörterbuchs*. Stellvertretend für diesen Kreis erscheint bei Rudolf Schrodts Ernst Pacolt (SCHRODT 1997: 14), den Peter Wiesinger nicht erwähnt, da er sich zu dieser Problematik nie expressiv geäußert hat.

Vor allem sprachpolitische Äußerungen von Muhr sorgten in den letzten Jahren für eine lebhaftige Diskussion. Muhr spricht in seinem Beitrag von der Idee eines Europas der Regionen, hinter der er ein neues großdeutsches Hegemoniestreben erkennt:

[...] die Wiedervereinigung Deutschlands war nicht nur ein Sieg über den Kommunismus, auch der Traum eines deutschen Europas, das alle deutschen Gebiete im größten Land Europas vereinigt [...]. Die Idee des Europas der Regionen gewann in den Hinterköpfen mancher plötzlich eine neue Bedeutung und auf der Basis des alten Konzeptes der Sprachnation eine neue Stoßrichtung. All dies lässt sich unter dem Stichwort ‚Entnationalisierungstendenzen‘ und ‚Entsolidarisierungstendenzen‘ zusammenfassen, die sich in verschiedensten Schattierungen zeigen und durch die Globalisierung der Weltwirtschaft massiv verstärkt werden (MUHR 1996: 13).

Hermann Scheuringer scheint der erwähnte Ansatz von Muhr unangemessen, insbesondere im Hinblick auf die Beschreibung der österreichischen Varietät.

Deutschnationalismus, so wie ihn Rudolf Muhr und Rudolf de Cillia im Einklang mit den meisten Österreichern verstehen dürften, letztendlich das Bestreben, alle Deutschsprachigen in einem Staat zu vereinigen, ist ein nicht nur anachronistisches, sondern auch diskreditiertes Konzept nicht nur für Österreich, wo Deutschnationalismus ja geradewegs das Gegenstück zum österreichischen Staat und zur österreichischen Nation darstellt bzw. darstellen muss, sondern im deutschsprachigen Raum überhaupt; die jüngere Geschichte in Gestalt des Dritten Reiches, deren Nachfolger im Sinne gemeinsamer Verantwortung gleichermaßen die Bundesrepublik Deutschland wie Österreich sind, hat das Konzept pervertiert und ihm den verdienten Garaus bereitet – zumindest bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Dass man mit dem Konzept einmal auch Gutes verbinden konnte, nämlich Demokratisierung und Emanzipierung, mag historisch berechtigt sein. Die Geschichte hat es mit sich gebracht, und die gegenwärtige Entwicklung in Europa trägt es mit sich, dass man mit dem Konzept nichts Gutes mehr verbinden kann. (SCHEURINGER 1996: 6)

In Rudolf Muhrs Beitrag von 1996 *Österreichisches deutsch – nationalis- mus? Einige argumente wider den zeitgeist – Eine klarstellung* stößt man

häufig auf Argumente, mit denen eine Diskreditierung des Österreichischen behauptet wird.

Die Förderung einer nationalen Variante kann, wie gesagt, nicht bedeuten, dass alles andere ausgeschlossen wird. Zugleich kann es aber auch nicht heißen, dass die eigene Sprache, wie das in Österreich vielfach geschieht, gegenüber anderen Varianten als Dialekt und damit als minderwertig angesehen wird. (MUHR 1996: 17)

Peter Wiesinger, Hermann Scheuringer, Jakob Ebner u.a. kritisieren solche Äußerungen als der sprachlichen Realität nicht gerecht.

Ich kann österreichische Vertreter dieses dogmatischen plurizentrischen Konzepts eben nicht verstehen, wenn sie, wie Rudolf Muhr und auch Rudolf de Cillia, immer und überall Dominanz und Vereinnahmung orten, ständig das Wort *minderwertig* anführen und behaupten, das Deutsche in Österreich werde so eingeschätzt, einen Widerstandskampf gegen Deutschland aufbauen und jeden, der nicht die staatsorientierte plurizentrische Linie teilen will, ins Lager der geradezu unverbesserlichen Monozentristen abschieben. (SCHEURINGER 1996: 7)

Auch der bereits erwähnte Beitrag von Peter Wiesinger *Das österreichische Deutsch in der Diskussion* (WIESINGER 1995) gibt Aufschluss über Rudolf Muhrs Auffassungen und dessen sprachpolitische Ziele. Bereits im ersten Beitrag von 1982 *Österreichisch. Anmerkungen zur linguistischen Schizophrenie einer Nation* fragt Muhr nach dem Verhältnis von Nation und Sprache. Ausgangspunkt ist dabei der Ansatz Herders, der angesichts einer im 18. Jahrhundert fehlenden politischen Einheit Kultur und Sprache zur Kategorie politischer Identifikation erhob. Ergänzt wurden solche Ansätze im 19. Jahrhundert um die Territorialität, so dass schließlich eine Nation als Einheit von Nationalvolk, Territorium, Sprache und Kultur definiert wurde (MUHR 1982: 306ff.). Einen solchen Nationalbegriff überträgt Muhr auf den selbständigen Staat Österreich und seine Staatsbürger und empfindet es als ein problematisches Desiderat, dass die heute zweifellos vorhandene, vom Volk anerkannte und in der Volksmeinung fest verankerte österreichische Nationalität keine ihr spezifische Nationalsprache haben soll, denn die heimische gesprochene und die außerhalb des Staates kodifizierte, geregelte Schriftsprache würden auseinanderklaffen und in weiten Bevölkerungskreisen Kommunikationshemmungen mit sprachlichen und sozialen Minderwertigkeitsgefühlen auslösen (WIESINGER 1995: 65). Daraus ergebe sich nun für Muhr die zwingende Notwendigkeit nach einer Verbindung von Sprache, Sprachgebrauch und Nation, um so ein eigenständiges Österreichisch herauszubilden.

In seinen Aufsatz von 1987 *Deutsch in Österreich – Österreichisch. Zur Begriffsbestimmung und Normfeststellung der Standardsprache in Österreich* konzipiert Muhr zwei neue Begriffe von Standardsprache, den „Standard nach außen“ und den „Standard nach innen“. Als „Standard nach außen“ wird die herkömmliche Standardsprache verstanden, die man als



Vortrags- und Vorleseprache und im Umgang mit Nichtmuttersprachlern gebrauche, die aber für einen Großteil der Österreicher eine fremdartige „Norm des Uneigentlichseins“ darstelle, eine Einstufung, die, wie soziolinguistische Erhebungen zeigen, dem Status und der Einschätzung der Standardsprache nicht entsprechen (MUHR 1987: 1ff.). Demgegenüber sei der „Standard nach innen“ die unter Österreichern in Alltagssituationen verwendete Sprachform als vertraute „Norm des Eigentlichseins“, die für „ungefährdete, entspannte Normalität“ Sorge, weil hier Ungezwungenheit gegeben sei bzw. keine Sanktionen bei Normverstößen erfolgten. Dabei wird das gängige Gliederungsmodell der gesprochenen Sprache, Standardsprache, Umgangssprache, Dialekt aufgegeben. Stattdessen werden die Sprachebenen der Umgangssprache und des Dialekts, also der sogenannten Substandards, zum Standard und damit zur Standardsprache in Österreich erklärt und entsprechend als Österreichisch benannt. Auch in dem Beitrag von 1989 *Deutsch und Österreich(isch): Gespaltene Sprache – Gespaltenes Bewusstsein – Gespaltene Identität* stellt Muhr die Hypothese auf, es handle sich bei Deutsch und Österreichisch um eine „gespaltene Sprache“ bzw. sogar um zwei Sprachen, weshalb Muhr auch die Bezeichnung österreichischer Spracheigenheiten als Austriazismen ablehnt, da diese den Bezug zur deutschen Sprache und ihre Einordnung als Varianten zu dieser voraussetzen. Solange nun diese sprachliche Trennung durch die wichtige Verselbstständigung des Österreichischen nicht vollzogen sei, leide der Österreicher an einem gespaltenen Bewusstsein, an einer gespaltenen Identität (MUHR 1989: 74ff.). Einige weitere Beiträge Rudolf Muhrs aus den neunziger Jahren stellen Apologien dar, vor allem die Reaktion auf Wiesingers kritischen Aufsatz *Das österreichische Deutsch in der Diskussion* (WIESINGER 1995) bzw. auch auf Scheuringers Beiträge.<sup>2</sup> Davon zeugt der bereits erwähnte Text *Österreichisches deutsch – nationalismus? Einige argumente wider den zeitgeist – Eine klarstellung*.

Es besteht ein Vorwurf, die Verwendung des Ausdrucks ‚Österreichisch‘ deute darauf hin, dass man das österreichische Deutsch als eigenständige Sprache betrachte, was ein Zeichen sprachnationalistischer Einstellung und Absichten sei. Zugleich zeige das, dass das Herdersche Konzept der Sprachnation verfolgt werde, derzufolge eine Nation als Einheit von Volk, Territorium, Sprache und Kultur definiert werde und ich angeblich einen solchen Nationsbegriff ebenfalls für Österreich anstrebe.<sup>3</sup>

Behauptet wird dies entgegen besseren Wissens, weil ich in der Diskussion des entsprechenden Referats bereits klarstellte, dass das ‚Österreichische‘

<sup>2</sup> Mittlerweile sind alle an der Diskussion beteiligten Sprachwissenschaftler (Wiesinger, Scheuringer, Muhr) bestrebt, sprachpolitische Bewertungen zu vermeiden.

<sup>3</sup> MUHR (1995: 66) verweist hier auf Wiesinger.

für mich nie etwas anderes war und ist als eine ‚nationale Variante‘ des Deutschen und der Ausdruck nur wegen seiner handhabbareren Form verwendet wurde. Das habe ich auch in einer Reihe von Artikeln immer wieder betont. Der Zweck solcher, hartnäckig aus derselben Ecke kommender und faktenwidriger Verfahrensweisen ist es wohl nur, meine angeblich ‚sprachnationalistischen Absichten‘ zu untermauern, um mich als Separatisten ausgrenzen zu können (MUHR 1996: 16).

Darüber hinaus betont Muhr in einem seiner neueren Aufsätze, dass die Bezeichnungen der österreichischen Varietät des Deutschen ‚Österreichisches Deutsch‘ vs. ‚Österreichisch‘ synonym zu gebrauchen und dass damit die ‚nationale Varietät des Österreichischen Deutsch‘ und nicht eine eigenständige, österreichische ‚Nationalsprache‘ gemeint sei. Insofern lasse sich die Verwendung dieses Begriffs nicht als Beleg eines angeblichen Sprachnationalismus deuten (MUHR 1997: 49f.).

Was das ‚Binnendeutsche‘ anbelangt, so wird mit diesem Terminus das Deutsche in Deutschland bezeichnet. Nach Peter v. Polenz umfasst das Binnendeutsche ‚im neuen Sinne‘ mindestens die drei Staaten aus dem historischen Erbe des Vor-Bismarckschen Deutschland, also die Bundesrepublik Deutschland, die DDR und Österreich (mehr dazu POLENZ 1988: 209). Es sei deshalb sehr zu bedauern, dass noch 1985 Hugo Moser dieses ‚Binnendeutsche‘ als ‚Hauptform‘ (bestehend aus der ‚Hauptvariante Bundesrepublik‘ und der ‚Variante DDR‘) den ‚Regionalen Varianten‘ gegenübergestellt hat, zu denen er die österreichische und schweizerische Variante ebenso wie Lëtzebuergesch, Elsässisch, Belgiendeutsch usw. sowie ‚Übersseevarianten‘ rechnet (MOSER 1985: 1687). Eine solche Gleichstufung des heutigen österreichischen Deutsch als ‚Regional-‘ und (implizit: ‚Neben-‘) Variante mit Lëtzebuergesch, Elsässisch usw. ist nicht nur soziolinguistisch und sprachpolitisch unzutreffend, sie erscheint auch für frühere Zeiten als höchst fragwürdig, vor allem wenn man an die frühere Rolle der in Zentren wie Wien, Prag, Budapest gesprochenen, geschriebenen und gedruckten deutschen Standardsprache in der Habsburgermonarchie denkt, an die bis heute wirkende Bedeutung des Deutschen als lingua franca in Südosteuropa, an den bedeutenden Beitrag von Wien und Prag zur deutschsprachigen Literatur und Wissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts (POLENZ 1988: 208). Demzufolge sollte der Mosersche Begriff ‚Binnendeutsche‘ relativiert werden. Muhr hingegen hält ‚Binnendeutsche‘ überhaupt für veraltet (MUHR 1997: 50), er schlägt bereits in seinem Beitrag von 1993 *Österreichisch – Bundesdeutsch – Schweizerisch. Zur Didaktik des Deutschen als plurizentrische Sprache* Termini wie ‚deutschländisch‘ bzw. ‚Deutschlandismus‘ oder ‚Teutonismus‘ vor:

[...], dass die deutsche Standardsprache *nicht die Sprache des größten Landes* plus einiger sogenannter ‚Austriazismen‘ und ‚Helvetismen‘ ist, sondern die *Schnittmenge aus diesen drei gleichberechtigten Varianten*. Die Begriffe ‚Austriazismus‘ oder ‚Helvetismus‘ sind daher entweder aufzugeben oder es ist diesen noch ein Dritter hinzuzufügen, nämlich der des ‚Teutonismus/Deutschlandismus‘, der jene sprachlichen Erscheinungen kennzeichnet, die nur in Deutschland vorkommen. (MUHR 1993: 113f.)

Auch dem Beitrag von 1997 ist zu entnehmen, dass die wissenschaftliche Beschreibung der staatsbezogenen Varianten im Deutschen auf der Basis des plurizentrischen Konzepts eine entsprechende Terminologie erfordert. Demnach nennt Muhr die Bezeichnungen der Haupterscheinungsformen des Deutschen „Deutschländisch“ oder „Bundesdeutsch“ (für das Deutsche in Deutschland), „Österreichisches Deutsch“ oder „Österreichisch“ (für das Deutsche in Österreich) bzw. „Schweizerisches Deutsch“ oder Schweizerisch (für das Deutsche in der Schweiz). Die Bezeichnungen für die Varianten der einzelnen Vollvarietäten des Deutschen nennt er ‚Deutschlandismen‘ (Varianten des Deutschländischen), Austriazismen (Varianten des österreichischen Deutsch) bzw. Helvetismen (Varianten des schweizerischen Deutsch). Ungeeignet seien die Begriffe Germanismus bzw. Teutonismus, da ersterer Sprachmerkmale bezeichnet, die Interferenzen zwischen dem Gesamtdeutschen und anderen Sprachen darstellen, während der zweite negativ konnotiert ist (MUHR 1997: 49f.). In diesem Sinne hat z.B. Hermann Möcker vorgeschlagen, man solle im Verhältnis zu „österreichisch“ und „schweizerisch“ nicht in missverständlicher Weise von „deutsch“ reden, sondern von „deutschländisch“ und bezüglich der deutschen Staatszugehörigkeit nicht von „Deutschen“, sondern von „Deutschländern“ (MÖCKER 1992: 236ff.). Auch Scheuringer ist mit der semantischen Vielfalt des Wortes „deutsch“ nicht glücklich und würde als Adjektiv zu „Deutschland“ lieber „deutschländisch“ sehen (SCHEURINGER 1996: 7).

Aus weiteren Ausführungen des bereits erwähnten Beitrags von Muhr (1996) geht allerdings eine radikalere sprachpolitische Gesinnung hervor. Muhr spricht von der sprachlichen Verselbständigung Österreichs, die befürchtet würde, und davon, dass alle europäischen Staaten zugleich Sprachnationen seien. Das Konzept der österreichischen Staatsnation sei der einzig mögliche Weg, um dessen Existenz aufrechtzuerhalten. Allerdings:

Was an dem Konzept der österreichischen Sprachnation an sich schlecht sein sollte (wenn es sie gäbe), müsste doch einmal erklärt werden; denn alle europäischen Nationalstaaten sind zugleich Sprachnationen. Warum also ist dieses Konzept für Österreich abzulehnen? Wohl nur, weil die sprachliche Verselbständigung Österreichs, aus welchen Motiven immer, gefürchtet wird. Dass diese Angst völlig unbegründet ist und viel eher eine ständige Angleichung stattfindet, wird von den Kritikern völlig ignoriert. (MUHR 1996: 16)

Muhr wirft seinen Kritikern eine unreflektierte Haltung vor. „Wäre ich ein österreichischer Sprachnationalist, dann wären die Kritiker wohl nur großdeutsche/deutschnationale Sprachnationalisten“ (MUHR 1996: 16).

Nicht einmal Wolfgang Pollak, der ebenfalls zu der Gruppe der Forscher gehört, die den österreichisch-nationalen Standpunkt vertreten, artikuliert sich so radikal. In seinem 1992 veröffentlichten Band mit dem Titel *Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher* wird betont, dass es die deutsche Sprache sei, die Österreich mit dem deutschen Sprach- und Kulturraum verbinde. Diese Verbindung weise insofern einen dialektalen Charakter auf, als diese fundamentale Partizipation zugleich auf der Anerkennung der staatsnationalen Varietät des österreichischen Deutsch und der spezifischen historischen und kulturellen Tradition Österreichs beruhe, wobei auf das heutige Österreich bezogen, Nation keine ethnischsprachliche Kategorie im Sinne Herders sei (POLLAK 1992: 103f.). Die Rolle der Sprache als wesentlichem Konstituens der deutschen Nation beruhe auf dem unizentrisch-norddeutsch geprägten Homogenitätspostulat des Hochdeutschen:

Seit der Anerkennung des plurizentrischen Modells hat das Verhältnis von Sprache und Nation eine andere Bezugsqualität bekommen. Die Standardsprache gewährleistet, insbesondere als schriftlich konstituiertes Medium, die weitgehende sprachliche Einheitlichkeit der deutschen Kommunikationsgemeinschaft. Andererseits wurden wir sogar in diesem Bereich für gewisse Varianten sensibilisiert, die mehr qualitativ als quantitativ als identitätsstiftende Signale fungieren. Es geht also um die medial sehr variable Dialektik zwischen Einheit und Vielfalt, und ich finde, daß man diese nicht gegeneinander ausspielen sollte, sondern in dieser Dialektik eine Bereicherung und ein wesentliches identitätsförderndes Moment sehen sollte. (POLLAK 1992: 104)

Die zweite Position, die Wiesinger behandelt, bezeichnet er als deutsch-integrativen Standpunkt: Es gebe keine österreichischen Spracheigentümlichkeiten im eigentlichen Sinne, wenn man die Verbreitung der Varianten mit dem österreichischen Staatsgebiet vergleicht: Viele Austriazismen gehören entweder auch dem Süddeutschen an oder sie sind in Westösterreich unbekannt oder ungebräuchlich (WIESINGER 1995: 68f.). Eine Ausnahme bildet nur der amtliche Sprachgebrauch, da die staatliche Verwaltung eine eigene Terminologie hervorgebracht hat (z.B. Bezeichnungen für Behörden und Ämter). Analog könne man von einem gesamtösterreichischen Wortschatz sprechen (WIESINGER 1988: 25ff.). Wiesinger nennt als Vertreter dieser Richtung Hermann Scheuringer und Norbert Richard Wolf. Hermann Scheuringer lehnt die Bezeichnung einer „plurizentrischen Sprache“ für das Deutsche grundsätzlich ab und spricht lieber von einer „pluriarealen Sprache“, weil „plurizentrisch“ die Existenz von nationalen oder staatlich ein-

heitlichen Varietäten des Deutschen in relativ strikter Abgrenzung voneinander suggeriere, „die es so nicht gibt“. Scheuringer sieht die Staatlichkeit als ein Räumlichkeitsmuster unter vielen, hält sie aber bezogen auf das österreichische Deutsch für eine Randgröße.

Immer mehr hat sich in den letzten Jahren gezeigt, dass der Terminus ‚plurizentrisch‘ den arealen Mustern des deutschen Sprachgebiets nicht gerecht werden kann. Er hat zwar anfänglich durchaus positiv dazu beitragen können, dass [...] die historisch unsinnige, auf Herrschaftsansprüchen basierende unizentrische Sicht auf die deutsche Hochsprache mit der Bevorzugung einer ‚binnendeutschen‘ de facto mittel- und norddeutschen Norm ad acta gelegt wurde, doch hat seine Umlegung auf deutschsprachige Staaten nicht Pluralismus gebracht, sondern lediglich mehrfachen Zentralismus: So wie ‚plurizentrisch‘ in der Diskussion verwendet wurde und wird, suggeriert es national oder staatlich einheitliche Varietäten des Deutschen in relativ strikter Abgrenzung voneinander, die es so nicht gibt. Plurizentrisch ist eigentlich pluriunizentrisch. (SCHEURINGER 1996b: 151f.)

Scheuringer betont insbesondere die Irrelevanz der Begriffsbildung „plurizentrisch“:

Die Diskussion ums österreichische Deutsch und in weiterer Folge ums Deutsche als sogenannte plurizentrische Sprache ist leider in diesem Fahrwasser gelandet, indem der Terminus plurizentrisch, der von seiner Grundbedeutung her eigentlich nichts anderes sagt als ‚mehrere Zentren habend‘ und mir insofern fürs Deutsche als gut verwendbar erschien, de facto auf Staaten umgelegt, also Zentrum mit Staat gleichgesetzt wird. Dem entspricht in keinem der deutschsprachigen Staaten die sprachliche Realität. Die in meinen Augen geradezu dogmatische Handhabung des Terminus verhindert den Blick auf die wahre Plurizentrität des Deutschen, in deren Rahmen die staatliche Ebene nur eine von vielen ist und nur kleine Teile des Sprachsystems betrifft. [...] Und ich wüsste auch nicht, warum ich mich nicht als Deutschen sehen sollte, weil mein Passausstellungsland ebenso zufällig Österreich heißt, wie es Deutschland für jemand heißt, der in meiner Heimatregion zufällig ein paar Kilometer weiter seine zufällige deutsche Staatsangehörigkeit erhalten hat, sonst aber genauso ist wie ich in allen seinen kulturellen Traditionen. (SCHEURINGER 1996a: 7)

Wie aus den Aussagen Scheuringers ersichtlich, ist für die Bestimmung der Varietäten des Deutschen die Standardsprache der Ausgangspunkt. Der Beschreibungsrahmen wird durch kodifizierte Normen definiert. Gefragt wird zuerst, ob die Ausdrücke den kodifizierten Schrift- und Standardsprachennormen entsprechen oder davon abweichen, ob sie regional und geschrieben oder nur gesprochen vorkommen. Was die Definition der Standardsprache angeht, so bildet sie eine überall gültige Form der kodifizierten deutschen Schriftsprache einschließlich einer geringen Anzahl österreichischer und schweizerischer Spezifika. Länder, Regionen und soziale Gruppen werden von der Standardsprache überdacht. Die darunter liegenden Varietäten gehen nicht mit Staatsgrenzen konform, daher wird von arealen und nicht von staatlichen Varietäten gesprochen (vgl. SCHEURINGER 2001: 102). Scheuringer, steht mit seinem Konzept auf dem Standpunkt, und das grenzt

ihn am deutlichsten von Muhr ab, dass innerhalb des gesamten deutschen Sprachraums (vor allem in Bezug auf die areale Verteilung des Wortschatzes) Begriffe wie ‚nationale Varianten‘ oder ‚Plurizentrität‘ nicht angemessen seien, weil sie die Existenz von nationalen oder staatlich einheitlichen Formen des Deutschen suggerierten, die es aber nicht gebe. Der eigentliche Streitpunkt besteht meines Erachtens darin, dass das österreichisch-nationale Konzept den Schwerpunkt auf das Vorhandensein mehrerer staatlicher Einheiten legt, die für den Sprecher als soziale Bezugspunkte dienen, während beim deutsch-integrativen Standpunkt das nationale Moment sozusagen heruntergespielt wird.

Was aber an Scheuringers Konzept bzw. dessen Schlussfolgerungen unklar bleibt, ist die Behauptung, dass der Terminus ‚plurizentrisch‘ den arealen Mustern des deutschen Sprachgebiets nicht gerecht werde. Auch der Einwand, dass die Bezeichnung „plurizentrisch“ zu einer Sprachraumbetrachtung mit staatlich eingegengtem Horizont führe, stellt keine plausible Erklärung dar. Zumal Wiesinger in seinem Band *Das österreichische Deutsch* (1988) deutlich gemacht hat, dass insbesondere auf der Ebene des Wortschatzes das österreichische Deutsch seine auffälligsten Eigenheiten zeigt und dennoch keine Einheit bildet. Vielmehr weist der Wortschatz in Form unterschiedlicher Bezeichnungen auf eine fünffache räumliche Gliederung (WIESINGER 1988: 25ff.). Bereits in seinem 1983 erschienenen Beitrag *Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich* spricht Wiesinger von einem österreichischen Wortschatz, der sich jeweils in unterschiedlicher Verbreitung nur im Osten und vielfach auch im Süden Österreichs durchgesetzt hat, so dass ein deutlicher innerösterreichischer Ost-West-Gegensatz entsteht (vgl. WIESINGER 1983: 192), wobei die Grenze zwischen beiden von einem breiten Raum gebildet wird, der je nach Lexem variiert und als dessen westlicher Teil die Bundesländer Vorarlberg, Tirol, Salzburg (teilweise) und Oberösterreich (teilweise) gelten können. In einzelnen Fällen nimmt zudem das Bundesland Vorarlberg auf Grund seiner basisdialektal alemannischen Grundlage eine besondere Position ein (vgl. EICHHOFF: Bände 1/2/3/4). Es ist offensichtlich, dass in Bezug auf die räumliche Verbreitung keine Homogenität des österreichischen Wortschatzes gegeben ist. Daher ist es auch nicht angemessen, eine dogmatische Handhabung des Terminus Plurizentrismus zu konstatieren, nur weil das plurizentrische Konzept das staatliche Territorium, im vorliegenden Fall das österreichische Gebiet, als Ausgangspunkt der Beschreibung der jeweiligen nationalen Varietät verwendet. Immerhin weist das österreichische Deutsch eine Reihe von so genannten echten Austriazismen auf, die nur in Österreich existieren. Diese werden allerdings von einem deutsch-integrativen Konzept bagatelli-

siert. Dabei korrespondiert die Ansicht einer fünffachen räumlichen Gliederung, so Wiesinger, in gewisser Weise mit Scheuringer:

[...] wahre Plurizentrität des Deutschen, in deren Rahmen *die staatliche Ebene nur eine von vielen ist und nur kleine Teile des Sprachsystems betrifft* [...]. (SCHEURINGER 1996: 7) [Hervorhebung von D.Z.]

Eine teilweise Übereinstimmung äußert sich in der ähnlichen Auffassung beider Forscher, dass die Mehrzahl der Varianten in erster Linie areal verteilt ist, was als wahrscheinlich erscheinen lässt, dass in diatopischer Sicht Österreich eine Reihe von Arealen (Räumlichkeitsmustern) zeigt. Wiesinger geht mit Scheuringer insofern konform, als das österreichische Deutsch vor allem bei Berücksichtigung der phonetisch-akzentuellen und lexikalischen Eigenschaften keine Einheit bildet, sondern in sich mehrfach gegliedert ist, so dass sich die Bezeichnung Österreichisch im Sinne einer staatlich gebundenen, spezifischen Sprachform verbietet. Bei Klassifizierung des im österreichischen Deutsch gebräuchlichen besonderen Wortschatzes lassen sich fünf Gruppen feststellen (vgl. WIESINGER 1983: 192f.), die das areale Moment sehr wohl nahe legen.

In einem früheren Beitrag macht Scheuringer deutlich (SCHEURINGER 1988), dass die sprachliche Vielgestaltigkeit nicht zu verurteilen ist. Sprachliche Regionalisierung innerhalb des Deutschen heißt ohnehin schon seit langem Regionalisierung nach Staaten, allerdings werden dem österreichischen Deutsch bestimmte sprachliche Besonderheiten aufgezwungen:

Die Existenz einer spezifischen österreichischen Variante stand stets außer Frage. *Sie bedarf keiner hochhoffiziellen Patronanz oder gar Forcierung*. Es ist unbestritten, dass der Verwaltungsstaat mit Hilfe seiner Beamten und mit Hilfe seiner Lehrer gewollt oder ungewollt die Ausbildung großlandschaftlicher Varianten fördert. Die *zusätzliche Aufoktroierung sprachlicher Besonderheiten* durch staatliche Zentralstellen muss Gegenreaktionen herausfordern. (SCHEURINGER 1988: 66) [Hervorhebungen von D.Z.]

Die dritte Position in dieser Diskussion ergibt sich aus einer kritischen Auseinandersetzung mit den beiden zuvor thematisierten Standpunkten. In der Forschung spricht man von einem „österreichisch-integralen Standpunkt“ (SCHRODT 1997: 15). Dessen Kernthese lautet, dass die deutsche Sprache auch in Österreich „gültig“ sei. Das österreichische Deutsch bestehe aus „eine[r] Summe von einzelnen, doch geographisch wechselnden Erscheinungen, denen aber insgesamt normative Gültigkeit in Österreich zukommt“ (WIESINGER 1996: 69; EBNER 1989: 88ff.; SCHRODT 1997: 14). Das österreichische Deutsch sei keine nationale Varietät, zumal der Begriff der Nation eine Einheitlichkeit voraussetzt, die schon auf sprachlicher Ebene nicht existiert. Als nationale Varietät würde das österreichische Deutsch nur dann gelten können, wenn man „die territorialen und pragmatischen Momente

seiner Gültigkeit und Verwendung in Österreich zu den alleinigen Kriterien macht“ (WIESINGER 1995: 69f.). Mit dem Terminus „österreichisch-integral“ wird die Eigenständigkeit des österreichischen Deutsch in der Summe seiner Abweichungen von anderen Varietäten betrachtet und an seinem Anspruch, als eigenständige Norm zu gelten, festgehalten, allerdings ohne Bezug auf nationale oder areale Konzepte. Diese österreichisch-integrale Position vertreten neben Peter Wiesinger auch die von ihm erwähnten Jakob Ebner und Ingo Reiffenstein. Reiffensteins Aussagen scheinen allerdings in Bezug auf eine normgerechte bzw. legitime Anerkennung der nationalen österreichischen Variante der deutschen Hochsprache nicht zu überzeugen:

Ein unbestrittenes Faktum aber ist auch, dass die deutsche Hochsprache in Österreich in einigen Punkten von der z.B. in der BRD gültigen Norm abweicht, vor allem im Lexikon, aber auch in der Hochlautung. Soweit diese Abweichungen in den Normbüchern [...] kodifiziert sind, reichen sie meines Erachtens nicht aus, von einer nationalen österreichischen Variante der deutschen Hochsprache zu reden, zumal es landschaftliche Wortschatzunterschiede ja auch sonst im Binnendeutschen gibt. (REIFFENSTEIN 1982: 12)

Im Folgenden sollen die beiden Konzepte, die sich seit 1994/95 herauskristallisiert haben, das plurizentrische und das pluriareale, paradigmatisch gegenübergestellt werden.

Der „pluriareale-normbezogene/normorientierte Ansatz“, so Muhr (MUHR 1997), nimmt als Ausgangspunkt die deutsche Sprache als Gesamterscheinung und betont die überregionale Gültigkeit der deutschen Standardsprache, zugleich aber auch die sprachliche Uneinheitlichkeit der einzelnen nationalen Varietäten des Deutschen. Dieser Ansatz versteht Gemeinsamkeiten der einzelnen nationalen Varietäten im Wortschatz hinsichtlich Verbreitung und aktivem Gebrauch nur in der Verwaltungsterminologie und bei einem geringen Teil des Verkehrswortschatzes tatsächlich als staatsgebunden. Demgegenüber trete meist ein größerer Verkehrswortschatz entweder nur in Teilgebieten der deutschsprachigen Staaten oder grenzüberschreitend auf, so dass die Mehrzahl der Varianten nicht national, sondern einfach *areal* verteilt ist. Damit soll gesagt werden, dass in diatopischer Sicht Österreich eine ganze Reihe von Räumlichkeitsmustern zeigt. Basisdialektal ist das Land Teil der beiden großen oberdeutschen Dialekträume des Bairischen und des Alemannischen; der allergrößte Teil Österreichs gehört dabei zum bairischen Raum. Im räumlichen Anschluss an das bairische Dialektgebiet Bayerns sind dies im Grunde acht der neun Bundesländer, nämlich Oberösterreich, Niederösterreich mit Wien, das Burgenland, die Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol, wobei Tirol in seinem Westen und insbesondere Nordwesten auch schon alemannische Dialekte kennt. Der Zahl ihrer Sprecher nach dürften mehr Menschen in Österreich muttersprachlich bairische Dialekte bzw. auf diesen aufbauende Nonstandard-Varietäten sprechen

als in Bayern selbst (SCHEURINGER 2001: 98). Daher ist es für die Vertreter des pluriarealen Ansatzes angebracht, eher von einer arealen Verteilung des Lexikons bzw. den einzelnen regionalen Varianten zu sprechen, weil die Homogenität des österreichischen Wortschatzes in Bezug auf die diatopische Verbreitung nicht gegeben ist und weil das Attribut ‚national‘ Staatlichkeit impliziert.

Es wird auf die angeblich geringe Zahl von Austriazismen verwiesen (in der neuesten Auflage des Wörterbuchs von Jakob Ebner *Wie sagt man in Österreich* 1998 ist allerdings die Anzahl der angeführten Austriazismen auf etwa 8 000 nahezu verdoppelt). Weiter wird postuliert, dass der Begriff plurizentrisch zu einer „Sprachraumbetrachtung mit staatlich eingegengtem Horizont“ führe (SCHEURINGER 1996b: 150). U.a. ist damit der Vorwurf eines so genannten Nationalvarietätenpurismus verbunden (vgl. AMMON 1995 und MUHR 1997: 47), da z.B. das Österreichische Wörterbuch bundesdeutsche Ausdrücke mit einem Sternchen markiert, was als Hinweis an die Wörterbuch-Benutzer zu verstehen ist, diese Wörter in Österreich nicht unbesehen zu verwenden da die eigene nationale Varietät vor dem Eindringen von Varianten aus einer anderen nationalen Varietät zu schützen sei.

Wie schon weiter oben erwähnt, beruht das pluriareale Paradigma vor allem auf zwei Hypothesen: dem so genannten „Uneinheitlichkeitsargument“ und dem „Überschneidungsargument“. Es gibt einige empirische Daten, die es möglich machen, beide Behauptungen wenigstens annäherungsweise einer Überprüfung zu unterziehen (vgl. GLAUNINGER 1997; EICHHOFF 1977/1978 und MUHR 1997).

Im Rahmen des Uneinheitlichkeitsarguments ist es wichtig zu beachten, wie groß die innerösterreichischen Unterschiede überhaupt sind. Die Untersuchung von Glauninger liefert hierzu erstmals umfassende und stichhaltige Daten (GLAUNINGER 1997). Die Ergebnisse der lexikalischen Übereinstimmung zwischen den Landeshauptstädten im mündlichen Gebrauch belegen, dass der Grad der Übereinstimmung nirgendwo geringer als 76 % liegt. Lediglich bei fünf von 36 Vergleichspaaren beträgt die Übereinstimmung weniger als 80 %, und zwar zwischen Bregenz im Vergleich zu Linz, Klagenfurt, St. Pölten, Wien und Eisenstadt (GLAUNINGER 1997: 258ff). Man kann somit von einem sehr hohen Homogenitätsgrad des untersuchten Lexikons sprechen. Unterstützt werden Glauningers Ergebnisse auch durch die Daten in den Karten von Jürgen Eichhoff (1977/1978). Die von Muhr vorgenommene Auszählung von 112 Karten ergab auch dort ein hohes Maß sprachlicher Kongruenz zwischen den Regionen. Bei 86 der 112 Begriffe (77 %) ist der Sprachgebrauch in ganz Österreich einheitlich. Bei 26 von 112 Begriffen (23 %) besteht innerhalb Österreichs eine deutliche Varianz, wobei in den meisten Fällen ein einheitliches österreichisches Lexikon dem

westösterreichischen gegenübersteht. Ausschließlich in Österreich kommen zwölf der 112 Begriffe (11 %) vor (MUHR 1997: 55). Die Untersuchungen von Glauninger und Muhr machen deutlich, dass es zwischen dem Osten und Westen Österreichs sehr wohl sprachliche Unterschiede gibt. Diese sind aber laut Muhr, zumindest im Lexikon, geringer als bislang angenommen.

Auch das bereits erwähnte Überschneidungsargument beruht auf dem pluriarealen Konzept. Dieses Argument besagt, dass es zwischen Österreich und Bayern (aber auch mit der Schweiz) zahlreiche Ähnlichkeiten im Sprachgebrauch gibt und vor allem viele üblicherweise als Austriazismen bezeichnete Wörter auch in Bayern verwendet werden. Dieser Umstand ließe es nicht angebracht erscheinen, von einer „nationalen“ Variante des österreichischen Deutsch zu sprechen, da diese damit über keine sprachlichen Spezifika verfüge (MUHR 1997: 56). Die dahinter stehende Idee ist, dass eine „nationale Varietät“ durch massive linguistische Unterschiede gekennzeichnet und ihr Sprachgebiet mit der Staatsgrenze identisch sein müsste. Allerdings verwechselt man dabei die Begriffe „Varietät“ und „Sprache“, da nur eine „Sprache“ üblicherweise mit den Staatsgrenzen weitgehend deckungsgleich ist. Es liegt im Wesen einer plurizentrischen Sprache und deren Varietäten, dass diese untereinander mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede nennen, da sie sonst im linguistischen Sinne tatsächlich als Sprachen anzusehen wären (MUHR 1997: 56). Weiterhin wird übersehen, dass das Bairische nur in einem Teilgebiet Deutschlands gesprochen wird und durch das übrige „Binnendeutsche“ überdacht wird. Die Beschreibung der nationalen Varietäten muss daher auch den Status der jeweiligen Variante berücksichtigen. Es genügt nicht, das Vorhandensein eines Ausdrucks bloß zu konstatieren, erst der soziolinguistische Stellenwert entscheidet über seinen Gebrauch und seine kommunikative Relevanz. Nach Muhr wird dieser soziolinguistische Stellenwert bzw. Aspekt von den Vertretern des pluriarealen Konzepts vernachlässigt.

Ulrich Ammon widmet in seinem Band *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz* (AMMON 1995) der Typologie und Beschreibung der nationalen Sprachvarianten einen verhältnismäßig langen Abschnitt, in dem sich wichtige, diese Fragestellungen betreffende theoretische Erwägungen finden, die implizit auch das Überschneidungsargument aufgreifen. Ammon unterscheidet zunächst zwischen solchen nationalen Varianten, deren Standardsprachlichkeit im Sprachkodex des betreffenden nationalen Zentrums ausgewiesen ist, und solchen, die nur nach Maßgabe anderer Komponenten des sprachlichen Kräftefeldes einer Sprachvarietät standardsprachlich sind (vgl. AMMON, 1995: 102). Die erste typologische Differenzierung ist also die zwischen kodifizierten und nichtkodifizierten nationalen Varianten.

Eine weitere bedeutsame Aufteilung nationaler Varianten ist danach möglich, ob sie nur in demjenigen nationalen Zentrum bekannt sind, in dem sie gelten, oder ob sie darüber hinaus auch in anderen Zentren der betreffenden Sprache bekannt sind, in denen sie nicht gelten. Terminologisch lässt sich diese Differenzierung fassen, indem man zwischen nationalen Varianten nach Geltung und Bekanntheit unterscheidet (AMMON 1995: 103). Ein Beispiel für eine nationale Variante nur nach Geltung, und zwar ein „Teutonismus“, bildet das Wort *Sahne*, das auch in Österreich und der Schweiz bekannt ist (vgl. dazu EICHHOFF 2000: Karte 4–29; KÖNIG 2001: 222; SCHEURINGER 1988: 65<sup>4</sup>). Es erscheint sogar in den Sprachkodizes beider Zentren, ist dort aber als „binnendeutsch“ markiert (vgl. ÖWB 2000). Es handelt sich somit bei *Sahne* um einen Teutonismus nur nach Geltung (Geltung nur in Deutschland), nicht nach Bekanntheit (Bekanntheit nicht nur in Deutschland).

Nationale Varianten können ferner unterschieden werden in solche, die situationsunabhängig sind (absolute nationale Variante), d.h. unabhängig von der Situation, in der sie Verwendung finden, und in solche, die nur situationsabhängig (stilistische nationale Variante) als solche definiert werden können (AMMON 1995: 104).

In einem vierten Differenzierungsschritt lassen sich nationale Varianten, die innerhalb des eigenen Zentrums in Variation stehen mit einer auch in einem anderen Zentrum geltenden oder einer gemeindeutschen Variante, unterscheiden von solchen, bei denen dies nicht der Fall ist, die also innerhalb ihres Zentrums in dieser Hinsicht invariant sind. Die ersteren sind demnach beim Sprechen und Schreiben substituierbar (austauschbare nationale Variante) – jedenfalls unter rein denotativem Aspekt –, die letzteren dagegen nicht (AMMON 1995: 104). Terminologisch lassen sich diese Unterschiede in austauschbare und nicht austauschbare bzw. zentrumsintern variable und zentrumsintern invariable nationale Varianten differenzieren. Ein Beispiel für eine austauschbare nationale Variante in Österreich ist das Lexem *Paradeiser*, neben dem in Österreich auch das gemeindeutsche Lexem *Tomate* gilt (ÖWB 1995; AMMON 1995: 104). Nach Wiesinger wäre in diatopischer Sicht gerade dieses Beispiel dem gesamtösterreichischen Wortschatz zuzuordnen, das sich von der Bundeshauptstadt Wien, teilweise erst in den letzten Jahrzehnten, in ganz Österreich durchgesetzt hat und geographisch zumindest im Gegensatz zu den in Bayern gebräuchlichen Bezeichnungen steht (mehr dazu WIESINGER 1983: 192; ähnlich auch KÖNIG 2001: 224). Dagegen ist das Wort *Karfiol* ein nicht austauschbarer Austriazismus, denn seine lexikalische Entsprechung in den anderen Zentren, *Blumenkohl*,

gilt in Österreich nicht. An dieser Stelle wollen wir noch erwähnen, dass bezüglich einer präzisen regionalen Differenzierung des österreichischen Wortschatzes unterschiedliche Auffassungen anzutreffen sind. In einem früheren Beitrag von Wolfgang Dressler und Ruth Wodak scheint das die diatopische Einordnung des Lexems *Paradeiser* in Frage gestellt worden zu sein.

*Paradeiser* ist eben weithin in Österreich in der sozialen Bewertung so sehr gesunken, dass es nur für eine partielle Gruppe von (standardsprachlich) bewusst Österreichisch Redenden bzw. Dialektsprechern die separative Sprachfunktion erfüllen kann. (DRESSLER/WODAK 1983: 253)

Auch aus einer neueren empirischen Untersuchung geht hervor, dass sich auch in Ostösterreich von Wien und den anderen Städten ausgehend, umgangssprachlich zunehmend das Lexem *Tomate* durchsetzt und *Paradeiser* auf dialektale Ebene verdrängt (WIESINGER 2002).

Die typologische Unterscheidung nationaler Varianten lässt sich noch weiter führen. Es existieren einerseits solche nationale Varianten, die in der gesamten Region gelten, im Gegensatz zu solchen, die nur in einem Teil des Zentrums gelten. So erstreckt sich insbesondere die Geltung mancher Austriazismen nur auf Ostösterreich und die Geltung vieler Teutonismen nur auf Norddeutschland. *Fleischhauer* oder *Fleischhacker* sind nur ostösterreichisch (ÖWB 2000, EBNER 1998, KÖNIG 2001: 196, WIESINGER 1983: 192, 1988: 25ff.), westösterreichisch heißt es Metzger. Dagegen gelten Lexeme wie *Abitur*, *Matura* (*Matura* ist nach Wiesinger [1983, 1988] dem gesamtösterreichischen Wortschatz zuzuordnen) oder *Flugpost* in ganz Deutschland bzw. Österreich. Eine dementsprechend geeignete terminologische Differenzierung ist die in nationale Varianten einer Teilregion im Gegensatz zu nationalen Varianten der Gesamtregion des jeweiligen Zentrums (AMMON 1995: 106). Man könnte zunächst meinen, solche Varianten, die nicht einmal in der ganzen Region gelten, müssten auf jeden Fall Spezifika, also nationale Varianten nur dieser Region sein. Dass dies jedoch keineswegs immer zutrifft, zeigt die weitere typologische Differenzierung zwischen solchen nationalen Varianten, die lediglich in einer einzigen nationalen Region gelten, und solchen, deren Geltungsbereich sich auf mehr als eine nationale Region erstreckt. Beispiele des erstgenannten Typs sind die Lexeme *Marille* (Aprikose) in Österreich oder *Velo* (Fahrrad) in der Schweiz; sie gelten jeweils nur in der betreffenden Region. Beispiele für den letzteren Typ sind das Lexem *Erdapfel* (Kartoffel), das in Österreich und in der Schweiz gilt (aber nicht in Deutschland), oder das Wort *Aprikose*, das in Deutschland und in der Schweiz gilt (aber nicht in Österreich) (KÖNIG 2001: 206). Es liegt nahe, hier terminologisch zu unterscheiden zwischen spezifischen und unspezifischen nationalen Varianten. *Aprikose*

<sup>4</sup> Weitere Beispiele verzeichnet WIESINGER (1983: 192f., 1988: 25ff.).

ist demnach eine unspezifische nationale Variante Deutschlands wie auch der Schweiz. Ihre Entsprechung, *Marille*, ist dagegen eine spezifische nationale Variante Österreichs (AMMON 1995: 106). Man könnte nun bei den unspezifischen nationalen Varianten weiter differenzieren nach Geltung nur in einer Teilregion oder in der Gesamtregion, und zwar sowohl in Bezug auf die eigene als auch die jeweils andere Region. Es gibt aber auch Varianten, die außer in zwei Regionen noch in einer dritten Teilregion gelten. Ein Beispiel ist die Perfektbildung mit *sein* bei Verben wie *liegen*, *sitzen*, *stehen*, die nicht nur in Österreich und in der Schweiz, sondern überdies auch noch in Süddeutschland gilt (AMMON 1995: 108). In der Literatur werden jedoch diese Perfektformen mit *sein* als nationale Varianten Österreichs klassifiziert (TATZREITER 1988: 94).

Das *plurizentrische-kommunikationsorientierte Paradigma* legt den Schwerpunkt auf das Vorhandensein mehrerer staatlicher Einheiten, die für den einzelnen Sprecher als soziale Bezugspunkte und als Handlungsrahmen dienen und daher auch Kommunikationsgemeinschaften mit eigenen pragmatischen kommunikativen Normen darstellen (MUHR 1997: 48). Das staatliche Territorium dient als Ausgangspunkt der Beschreibung von Sprache und Kommunikation des jeweiligen Landes bzw. der jeweiligen Varietät, die in einem weiteren Schritt zu den anderen Varietäten in Bezug gesetzt und mit diesen verglichen wird. Jede Varietät ist zuerst für sich zu beschreiben und aus sich heraus zu definieren, womit gewährleistet wird, dass die Normen der jeweiligen nationalen Varietät korrekt erfasst werden. Als einer nationalen Varietät zugehörig wird die Summe aller nichtstandardsprachlichen und standardsprachlichen Formen betrachtet, die es auf dem Territorium eines (z.B. deutschsprachigen) Landes gibt (MUHR 1997: 48)<sup>5</sup>. Davon stehen wiederum jene im Mittelpunkt der Beschreibung, die entweder überregionale oder wenigstens großregionale Verbreitung und/oder besondere soziale Relevanz haben, wobei nicht nur das Vorkommen linguistischer Ausdrücke, sondern auch ihr kommunikativer Gebrauch und ihre soziale Funktion als Mittel zum Ausdruck regionaler, sozialer und/oder nationaler Zugehörigkeit beschrieben wird.

Abschließend ist noch hervorzuheben, dass für den plurizentrischen Ansatz die deutsche Standardsprache als Schnittmenge der drei Vollvarietäten betrachtet wird, während das pluriareale Konzept die überregionale Gültigkeit der deutschen Standardsprache betont.

<sup>5</sup> Ähnlich wie bei Ulrich Ammon „kodifizierte“ und „nichtkodifizierte“ nationale Varianten.

### Zusammenfassung

Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts ist eine heftige Diskussion über den Stellenwert nationaler Varietäten im Gange. Eine monozentrische Sicht wird mittlerweile von niemandem mehr ernsthaft vertreten. Angemessener scheint ein plurizentrisches Verständnis des Deutschen als Sprache mit drei nationalen Varietäten, mit dem die Existenz staatsbezogener Variationen akzeptiert und der bundesdeutsche Alleinvertretungsanspruch relativiert wird. Dieser Auffassung, dass jedes deutschsprachige Land eine selbständige sprachliche Region bildet, wurde zuerst in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik mit der Darstellung des DDR-Wortschatzes entprochen (FLEISCHER 1987). In Österreich entwickelten sich in der Diskussion der folgenden Jahre drei unterschiedliche Standpunkte, wobei das pluriareale Konzept der Sprachrealität am nächsten kommen dürfte, zumal viele Merkmale nicht mit Staatsgrenzen, sondern mit historisch gewachsenen Dialektverbänden in Zusammenhang stehen.

Es wird zunehmend deutlich, dass in den letzten Jahren in der früher zum Teil emotional geführten Debatte um das österreichische Deutsch zwar unterschiedliche Standpunkte bestehen, jedoch Sachlichkeit und Nüchternheit in Sicht zu sein scheinen. Dies stellt z.B. Muhrs Beitrag von 1997 unter Beweis, in dem wichtige terminologische und theoretische Überlegungen angestellt werden. Auch Scheuringer ist bestrebt, den nüchternen Tatsachen möglichst objektiv gerecht zu werden und, wie er selbst sagt, sprachpolitische Bewertungen unbedingt zu vermeiden. Obschon viele in unserem Beitrag erwähnte Texte nicht den Gegenstand an sich behandeln, sondern eher den Charakter sprachpolitischer Ideologien haben, sollte auf diese Aspekte und Bewertungen, die wohl mehr mit gesellschaftlichen und politischen Einstellungen verbunden sind, nicht verzichtet werden, denn auch solche Momente gehören unseres Erachtens zu einer wissenschaftlichen Diskussion.

Dass die regionalen und nationalen Ausprägungen des österreichischen Deutsch nicht bloße Anhängsel an eine an Deutschland orientierte Norm darstellen, sondern als gleichwertige Varietäten anzusehen sind, beweisen u. a. die 1994 begonnenen österreichischen EU-Beitrittsverhandlungen, im Rahmen derer 23 spezifisch österreichische Lexeme aus dem Bereich des Lebensmittelrechts EU-primärrechtlich verankert wurden (vgl. de CILLIA 1995). Das konkrete Resultat dieser sprachpolitischen Auseinandersetzungen um den österreichischen EU-Beitritt war das so genannte Protokoll Nr. 10, das in gewissem Sinne eine erste Anerkennung der eigenen österreichischen Variante der deutschen Sprache in internationalen Verträgen darstellt. Die Regelung verpflichtet zur Verwendung dieser Austriaismen, indem sie in der deutschen Sprachfassung neuer Rechtsakte den in Deutschland verwendeten Ausdrücken in geeigneter Form hinzugefügt werden. Es handelt

sich also ausschließlich um eine Angelegenheit des EU-Rechtes und zukünftiger Rechtspapiere der EU. Sie betrifft aber nicht die landeseigene Rechtspraxis und nicht die alltägliche deutsche Sprachpraxis (vgl. WIESINGER 2002). Daher können, da es sich bei den genannten Ausdrücken nur um Lebensmittelbezeichnungen handelt, in Österreich sowohl im landeseigenen Lebensmittelrecht als auch im Lebensmittelhandel und in der Gastronomie darüber hinausgehende weitere Bezeichnungen uneingeschränkt verwendet werden. Die Reaktionen auf diese Sprachregelung waren unterschiedlich. Kritisch wurde vermerkt, dass im Protokoll Nr. 10 die österreichische Varietät auf lediglich 23 Wörter reduziert wird, weshalb der Vertreter des „österreichisch-nationalen Standpunktes“ Wolfgang Pollak eine uneingeschränkte Anerkennung aller Austriazismen forderte (vgl. POLLAK 1994).

Bei diesen Lexemen des österreichischen Deutsch ist einerseits aus sprachgeographischer und sprachsoziologischer Sicht zu fragen, inwieweit sie auf den Ebenen der Umgangssprache und der Schrift- und Standardsprache in ganz Österreich oder nur in Teilgebieten verwendet werden und inwieweit sie in der Alltagskommunikation unterschiedliche Markierungen aufweisen. Exakte Ergebnisse bringt Peter Wiesinger (WIESINGER 2002), der in seiner neuesten Studie der Frage nachgeht, inwieweit die im Protokoll Nr. 10 festgelegten Ausdrücke im österreichischen Handel und in der Gastronomie verwendet werden, bzw. ob auch andere, vor allem die bundesdeutschen Bezeichnungen anzutreffen sind. Wiesinger stellt fest, dass dort, wo die Alltagssprache in ganz Österreich einheitliche Bezeichnungen aufweist, diesen auch die Bezeichnungen im Handel folgen. Wo aber in größeren Teilen des Landes regionale Verschiedenheit besteht wie z. B. bei *Ribisel* vs. *Johannisbeere*, dominiert die in Deutschland gebräuchliche Bezeichnung (vgl. WIESINGER 2002). Im Einzelnen geht es um folgende 23 österreichische Bezeichnungen:

Beiried, Eierschwammerl, Erdäpfel, Faschiertes, Fisolen, Grammeln, Hüferl, Karfiol, Kohlsprossen, Kren, Lungenbraten, Marillen, Melanzani, Nuss, Obers, Paradeiser, Powidl, Ribisel, Rostbraten, Schlögel, Topfen, Vogerlsalat, Weichseln.

So zeichnet sich die Frage ab, welche Verwendung die Austriazismen künftig in der österreichischen Sprachpraxis finden werden bzw. ob und inwiefern sich die österreichischen Sprachverhältnisse im vereinten Europa ändern werden.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Für wertvolle Hinweise bin ich Peter Wiesinger von der Universität Wien zu Dank verpflichtet.

### Literaturverzeichnis

AMMON, Ulrich (1995a): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: de Gruyter.

AMMON, Ulrich (1995b): Vorschläge zur Typologie nationaler Zentren und nationaler Varianten bei plurinationalen Sprachen – am Beispiel des Deutschen. – In: R. Muhr, R. Schrod, P. Wiesinger (Hg.), *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachliche Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 110–120.

CILLIA, Rudolf de (1995): Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat: Österreichisches Deutsch und EU-Beitritt. – In: R. Muhr, R. Schrod, P. Wiesinger (Hg.), *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachliche Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 121–131.

CILLIA, Rudolf de (1996): Deutsche Sprache und österreichische Identität. – In: *tribüne* 2, 2–11.

CLYNE, Michael (1984): *Language and Society in the German-speaking Countries*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

CLYNE, Michael (1993): Die österreichische Varietät des Deutschen im wandelnden internationalen Kontext. – In: R. Muhr (Hg.), *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarschaftlichen Bezügen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 1–6.

DRESSLER, Wolfgang/WODAK, Ruth (1983): Soziolinguistische Überlegungen zum *Österreichischen Wörterbuch*. – In: *Parallela. Akten des 2. Österreichisch-italienischen Linguistentreffens. Atti del 2° convegno italo-austriaco SLI. Roma, 1.–4. 2. 1982*. Hrsg. von M. Dardono, W. Dressler, G. Held. Tübingen: Niemeyer, 247–260.

DOMASCHNEW, Anatoli (1993): Zum Problem der terminologischen Interpretation des Deutschen in Österreich. – In: R. Muhr (Hg.), *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 7–20.

DUDEN (1993–1995): *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*. 8. Bde., 2. Aufl., Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

DUDEN (1989): *Deutsches Universalwörterbuch*. 2., völlig neu bearbeitete Aufl., Mannheim: Dudenverlag.



- EBNER, Jakob (1989): Österreichisches Deutsch – ein Thema für die Didaktik. – In: *Informationen zur Deutschdidaktik* 13/2, 88–98.
- EBNER, Jakob (1998): *Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch*. 3., vollständig überarb. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- EICHLER, Ernst (1965): Deutsch-tschechische Beziehungen im Wortschatz. – In: *Forschung und Fortschritte* 39, 268–270.
- EICHHOFF, Jürgen (1977/1978/1993/2000): *Wortatlas der deutschen Umgangssprache*. Bd. 1. Bern, München: Francke 1977; Bd. 2. ebd. 1978; Bd. 3. München, New Providence, London, Paris, Bern: K.G. Saur. 1993; Bd. 4. Bern, München: K.S. Verlag.
- FLEISCHER, Wolfgang (1987): *Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Fragen seines Aufbaus und seiner Verwendungsweise*. Leipzig: Bibliogr. Institut.
- GLAUNINGER, Manfred (1997): *Untersuchungen zum Wortschatz des Österreichischen Deutsch*. Diplomarbeit an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz. Graz.
- KINNE, Michael/STRUBE-EDELMANN, Birgit (1981): *Kleines Wörterbuch des DDR-Wortschatzes*. Düsseldorf: Schwann.
- MÖCKER, Hermann (1992): Aprikosenklöße? – Nein danke! „Österreichisches Deutsch“ – „Deutschländisches Deutsch“. – In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 36, 236–249.
- MOSER, Hans (1985): *Die Entwicklung der deutschen Sprache seit 1945*. – In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hrsg. von W. Besch. Berlin, New York: de Gruyter, 1678–1707.
- MUHR, Rudolf (1982): Österreichisch. Anmerkungen zur linguistischen Schizophrenie einer Nation. – In: *Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft* 8, 306–319.
- MUHR, Rudolf (1987): Deutsch in Österreich – Österreichisch. Zur Begriffsbestimmung und Normfeststellung der Standardsprache in Österreich. – In: *Grazer Arbeiten zu Deutsch als Fremdsprache und Deutsch in Österreich* 1, 1–23.
- MUHR, Rudolf (1989): Deutsch und Österreich(isch): Gespaltene Sprache – Gespaltenes Bewußtsein – Gespaltene Identität. – In: *Informationen zur Deutschdidaktik* 13/2, 74–87.

- MUHR, Rudolf (1993a): Österreichisch – Bundesdeutsch – Schweizerisch. Zur Didaktik des Deutschen als plurizentrische Sprache. – In: Ders. (Hg.), *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 108–123.
- MUHR, Rudolf (1993b): Pragmatische Unterschiede in der deutschsprachigen Kommunikation – Österreich : Deutschland. – In: Ders. (Hg.), *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 26–38.
- MUHR, Rudolf (1995): Grammatische und pragmatische Merkmale des österreichischen Deutsch. – In: Ders., R. Schrodts, P. Wiesinger (Hgg.), *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachliche Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 208–234.
- MUHR, Rudolf (1996): Österreichisches deutsch – nationalismus? Einige argumente wider den zeitgeist – Eine klarstellung. – In: *tribüne*. Heft 1996/1: 12–18.
- MUHR, Rudolf (1997): Zur Terminologie und Methode der Beschreibung plurizentrischer Sprachen und deren Varietäten am Beispiel des Deutschen. – In: Ders., R. Schrodts (Hgg.), *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 40–65.
- ÖSTERREICHISCHES WÖRTERBUCH. Hrsg. im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur. 38. Auflage, Nachdruck 2000 (1,02) von Otto Back, Erich Benedikt, Karl Blüml, Jakob Ebner, Maria Hornung, Hermann Möcker, Ernst Pacolt, Herbert Tatzreiter. Wien: Jugend & Volk.
- POHL, Heinz Dieter (1997): Gedanken zum österreichischen Deutsch (als Teil der ‚pluriarealen‘ deutschen Sprache). – In: R. Muhr, R. Schrodts (Hgg.), *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 67–88.
- POLENZ, Peter von (1988): ‚Binnendeutsch‘ oder plurizentrische Sprachkultur? Ein Plädoyer für Normalisierung in der Frage der ‚nationalen‘ Varianten. – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 16, 198–218.
- POLLAK, Wolfgang (1992): *Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Eine sprachpolitische und soziosemiotische Analyse der sprachlichen Identität der Österreicher*. Wien: ÖGS/ISSS.

POLLAK, Wolfgang (1994): Österreich und Europa. Sprachkulturelle und nationale Identität. Wien: ÖGS/ISSS.

REIFFENSTEIN, Ingo (1982): Hochsprachliche Norm und regionale Varianten der Hochsprache: Deutsch in Österreich. – In: H. Moser (Hgg.), *Zur Situation des Deutschen in Südtirol*. Innsbruck: H. Kowatsch, 9–18. (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe 13).

REIFFENSTEIN, Ingo (1995): Das österreichische Wörterbuch: Zielsetzung und Funktionen. – In: R. Muhr, R. Schrod, P. Wiesinger (Hgg.), *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachliche Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 158–165.

SCHOURINGER, Hermann (1988): Powidldatschkerl oder Die kakanische Sicht aufs Österreichische. – In: *Internationales Jahrbuch für Germanistik* 20/1, 63–70.

SCHOURINGER, Hermann (1996a): Deutsch in Österreich – unterschiedliche Standpunkte, und wohl auch kein Kompromiß in Sicht. – In: *tribüne*. Heft 1996/4, 5–8.

SCHOURINGER, Hermann (1996b): Das Deutsche als pluriareale Sprache: Ein Beitrag gegen staatlich begrenzte Horizonte in der Diskussion um die deutsche Sprache in Österreich. – In: *Unterrichtspraxis/Teaching German. Zeitschrift des amerikanischen Deutschlehrerverbandes* 2/96, 147–154.

SCHOURINGER, Hermann (2001): Die deutsche Sprache in Österreich. – In: E. Knipf-Komlósi, N. Berend (Hgg.), *Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern*. Budapest, Pésc: Dialóg Campus Kaidó.

SCHRODT, Rudolf (1997): Nationale Varianten, areale Unterschiede und der ‚Substandard‘: An den Quellen des Österreichischen Deutsch. – In: R. Muhr, Ders. (Hgg.), *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Empirische Analysen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 12–40.

TATZREITER, Herbert (1988): Besonderheiten in der Morphologie der deutschen Sprache in Österreich. – In: P. Wiesinger (Hg.), *Das österreichische Deutsch*. Wien, Graz: Böhlau, 71–98.

WIESINGER, Peter (1980): Zum Wortschatz im ‚Österreichischen Wörterbuch‘. – In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 24, 367–397.

WIESINGER, Peter (1983): Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich. – In: *Zeitschrift für Germanistik* 4, 184–195.

WIESINGER, Peter (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Mundart und Standardsprache in Österreich. – In: W. Besch u.a. (Hg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Berlin: de Gruyter, 1939–1949.

WIESINGER, Peter (1988): Die deutsche Sprache in Österreich. Eine Einführung. – In: Ders., *Das österreichische Deutsch*. Wien, Graz: Böhlau, 9–30.

WIESINGER, Peter (1995a): Das österreichische Deutsch in der Diskussion. – In: R. Muhr, R. Schrod, Ders. (Hgg.), *Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachliche Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 59–75.

WIESINGER, Peter (1997): Das österreichische Deutsch. – In: *Germanistische Mitteilungen*. Brüssel: Belgischer Germanisten- und Deutschlehrerverband (BGDV), 1–9.

WIESINGER, Peter (2000): Zum ‚Österreichischen Wörterbuch‘. Aus Anlaß der 38. Neubearbeiteten Auflage (1997). – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 28, 41–64.

WIESINGER, Peter (2001): Das Deutsch in Österreich. – In: G. Helbig, L. Götze, G. Henrici, H. J. Krumm (Hgg.), *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. Halbbd. 1. Berlin, New York: de Gruyter, 481–491.

WIESINGER, Peter (2002): Austriazismen als Politikum. – In: W. Ágel, A. Gardt, U. Haß-Zumkehr, T. Roelcke (Hgg.), *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Niemeyer, 159–182.

## Sprache als Faktor der wirtschaftlichen Integration

Marek Nekula, Kateřina Šichová

Nicht nur die politischen, sondern auch die wirtschaftlichen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu den MOE-Ländern haben nach 1989 eine neue Dynamik bekommen. Durch Kooperationen, Direktinvestitionen und Verlagerung der Produktion ist im Laufe der Zeit eine Reihe von großen, mittleren und kleinen Unternehmen entstanden, die in unterschiedlicher Form und in unterschiedlichem Ausmaß als ‚gemischt‘ gelten können. Das hier präsentierte Projekt „Osteuropäische Sprachen als Faktor der wirtschaftlichen Kommunikation“ (2003–2005), das im Rahmen des FOROST-Verbundes durch das Bayerische Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst finanziert wird und am Bohemicum angesiedelt ist, befasst sich mit der Kommunikation in solchen Unternehmen. Die Unternehmenskommunikation wird im Kontext der Organisationskommunikation analysiert und als ein Netz von intendierten/erwarteten Interaktionen verstanden, die nach innen und außen ein strukturiertes Ganzes ergeben und die in konkreten Kommunikationsereignissen eingelöst/nicht eingelöst werden. Bei der Analyse liegt der Fokus auf deutschen, österreichischen und schweizerischen Unternehmen, die in der Tschechischen Republik Niederlassungen, Tochtergesellschaften, Joint ventures oder neue Unternehmen gründeten und dadurch in einen interkulturellen Kontext traten.

Dabei kommt es bei einer Organisation zunächst nicht auf konkrete Individuen, sondern auf die Rollen oder auf die Stellen und ihre Aufgabenbereiche an, die sich in interaktivem Verhältnis zu anderen Rollen definieren lassen und die alle zusammen eine ‚Ganzheit‘ (ein strukturiertes Ganzes) bilden, die intern wie extern agieren soll. Um die Organisation agieren lassen zu können, werden diese Stellen durch Individuen besetzt, die ihre Rollen (Stellen) im idealen Fall ‚ausfüllen‘. Das heißt, dass die Individuen fähig sind, die Interaktionen auszuführen, die für ihre Rollen erwartet werden bzw. relevant sind. Diese Interaktionen setzen sie konkret in der Kommunikation um. Überspitzt formuliert könnte man auch Unternehmen als Organisationen definieren, wobei die Organisation als Ganzheit von Interaktionen verstanden werden könnte, die ihre Mitglieder v.a. in der internen, aber auch in der externen Kommunikation ausführen (MAST 2003).

Allein auf Grund der Definition des Unternehmens als Organisation wird also deutlich, dass die Frage der Kommunikation für die Unternehmen von existentieller Bedeutung ist. Es überrascht nicht, dass dies für die interkultu-

rell agierenden Unternehmen in ganz besonderem Maße zutrifft, da diese durch die geeignete Wahl des gemeinsamen sprachlichen Kodes eine Kommunikation zunächst überhaupt möglich machen müssen.

Grundsätzlich gibt es in der interkulturellen Kommunikation bei der Wahl des Kodes, der Sprache – sowohl zwischen den Unternehmen als auch innerhalb des Unternehmens (vgl. auch VANDERMEEREN 1998) – drei Varianten: die Nicht-Adaptation, die Adaptation und die Standardisierung. (1) Im Falle der Nicht-Adaptation fehlt ein gemeinsamer Kode, so dass auf Übersetzer- und Dolmetscherdienstleistungen zurückgegriffen werden muss. (2) Bei der Adaptation geht ein Kommunikationsteilnehmer – passiv oder auch aktiv – auf die Muttersprache des Anderen ein, die für ihn in der Regel eine Fremdsprache ist. Im Falle, dass eine solche Adaptation in beiden Richtungen erfolgt, nennen wir sie symmetrisch, nur in einer Richtung erfolgend ist sie als asymmetrisch zu charakterisieren. Die asymmetrische Adaptation droht in der konkreten Kommunikation sowie innerhalb des Unternehmens in eine kommunikative Dominanz (der Muttersprachler) und Subdominanz (der Nichtmuttersprachler) überzugehen, so dass die interkulturelle Kommunikation durch Neutralisierungsstrategien entlastet werden muss wie etwa die paritätische Besetzung des Vorstandes und Aufsichtsrates, die Einrichtung von Tandems u.a.m. (vgl. NEKULA 2002, auch HÖHNE 1995, 1997). (3) Unter Standardisierung versteht man in der interkulturellen Kommunikation die Wahl einer dritten Sprache, in deutsch-tschechischen Unternehmen etwa des Englischen (vgl. NEKVAPIL 2000, VOLLSTEDT 2002), in niederländisch-tschechischen Unternehmen oft des Deutschen, in Osteuropa immer noch auch des Russischen usw. Die angesprochenen Varianten werden im Konkreten kombiniert.

Die Aufgabe des oben erwähnten Projektes ist es, festzustellen, welcher Kode bzw. welche Codes wie und unter welchen Bedingungen sowie unter welchem Kostenaufwand und mit welchen Konsequenzen in den deutsch-tschechischen Unternehmen in der Tschechischen Republik gewählt werden.

Wenn man den Kostenaufwand am Beispiel der deutsch-tschechischen Unternehmen berechnen bzw. diesen Kostenaufwand zumindest andeuten will, kann dieser grundsätzlich positiv oder negativ abgegrenzt werden. Der positive Wert ist die *Investition in die Qualifikation* der Arbeitskräfte, der negative Wert sind die *anfallenden Kosten bei fehlender Qualifikation* derselben.

Das Attribut ‚positiv‘ in ‚positiver Wert‘ macht dabei deutlich, dass die Kosten für eine Sprachausbildung bzw. eine Ausbildung in der interkulturellen

Handlungskompetenz sowie die Mehrausgaben für entsprechend ausgebildete Fachkräfte als (eine Art) Investition verstanden werden kann, die für das Unternehmen zumindest mittelfristig einen Mehrwert bringt. Dass dies tatsächlich so ist, zeigt die Tatsache, dass die richtige Sprachqualifikation nicht nur die Kosten für Dolmetscher- und Übersetzerdienstleistungen senkt, sondern die wirtschaftliche Leistung eines Unternehmens steigert. Vandermeeren (1998) macht dies im Hinblick auf deren Außenhandel nachvollziehbar. Die Investitionen in die Fremdsprachenausbildung bringen aber in den interkulturell gebildeten und agierenden Unternehmen einen Mehrwert auch im Hinblick auf die Arbeitsproduktivität.

Das Attribut ‚negativ‘ in ‚negativer Wert‘ macht deutlich, dass die Kosten für interne wie externe Dolmetscher- und Übersetzungsdienstleistungen sowie Sprachassistenten als laufend anfallende Kosten zu verstehen sind. Außerdem sind darunter auch Verluste bzw. Folgekosten zu verstehen, die durch fehlende Kontrolle der Kommunikation (etwa bei Einführung neuer Technologien oder bei Geschäftsverhandlungen und Schließen von Verträgen) oder nicht erzielte Kostenoptimierung durch Steigerung der Arbeitsproduktivität zustande kommen, die durch weiche Faktoren wie etwa Kommunikationsklima bzw. Identifikation mit dem Unternehmen durchaus steuerbar ist.

Obwohl die zentrale Bedeutung der Kommunikation und des Kommunikationsmanagements für ein Unternehmen im Allgemeinen und für ein interkulturell agierendes Unternehmen im Besonderen deutlich geworden ist, scheint die genaue Berechnung des negativen und positiven Wertes des Sprachfaktors (der Sprachqualifikation) keine einfache Aufgabe zu sein. Daher haben wir uns in unserem Beitrag im Prinzip nur auf den negativen Wert beschränkt, in dessen Rahmen sich die sog. Nicht-Adaptations-Fälle mit DOLMETSCHEN und ÜBERSETZEN quantitativ erfassen lassen. Die Wirkung der symmetrischen und asymmetrischen Adaptation bzw. auch der Standardisierung, die im Hinblick auf ihren positiven wie auch negativen Wert eher über qualitative Methoden fassbar gemacht werden kann (Motivation u.a. durch Interviews), lassen wir in diesem Beitrag weitgehend außer Acht.

So wurde in der ersten Phase unseres Projektes in den Jahren 2002 und 2003 durch eine Fragebogenbefragung die Belastung der Unternehmen durch Einschaltung von Sprachvermittlung im Hinblick auf spezifische Domänen innerhalb der Unternehmen erhoben und – wenigstens teilweise – berechenbar gemacht. Dabei wurden die Unternehmen zunächst durch eine

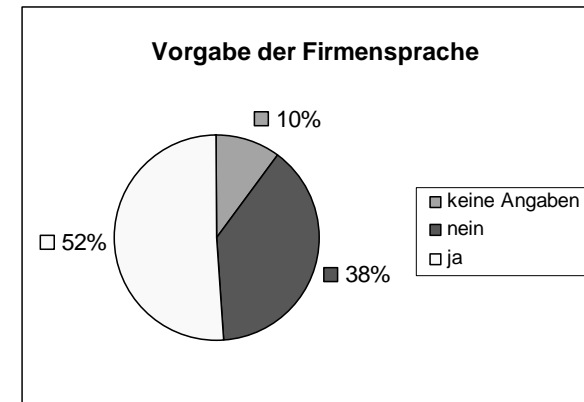
Anzeige in der Zeitschrift der Deutsch-Tschechischen Industrie- und Handelskammer PLUS angesprochen, dann wurden die deutschen, österreichischen und schweizerischen Unternehmen angeschrieben, die in der Tschechischen Republik aktiv sind und bei der DTIHK Prag, bei der AHST der Österreichischen Botschaft bzw. bei der HST der Handelskammer Schweiz registriert sind.

Der Fragebogen besteht aus 10 weiter gegliederten Fragen, die neben der Unternehmensgröße, der Vertretung des Unternehmens an den mittel- und osteuropäischen Märkten und der Unternehmensbranche auch Informationen über Firmensprache, Tschechischkenntnisse der ausländischen Mitarbeiter, Dolmetscher- und Übersetzereinsätze und Förderung des Fremdsprachenerwerbes der Mitarbeiter des Unternehmens erfassen. Der Fragebogen wurde extern begutachtet und an einer kleinen Probegruppe von 5 Unternehmen weiter geschärft.

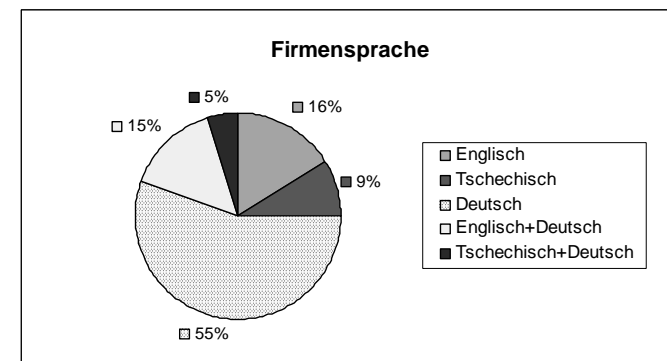
Auf diese Weise wurden ca. 2.000 Unternehmen angesprochen, wobei die Rücklaufquote bei ca. 17 % lag. Bei einem solchen Rücklauf – sowie auch im Hinblick darauf, dass die Unternehmen bezüglich Größe<sup>1</sup> und Branche proportional zur Wirtschaftsstruktur der Tschechischen Republik vertreten sind – lassen sich nach Auswertung der Fragebögen mit gebotener Vorsicht gewisse Tendenzen aufzeigen, auf deren Grundlagen auch der ‚Wert‘ des Sprachfaktors (der Sprachqualifikation) in diesen Unternehmen quantitativ bestimmt werden kann.

Mit der wachsenden Globalisierung der wirtschaftlichen Kontakte und der Unternehmenstätigkeit haben einige, vor allem die großen im internationalen Bereich agierenden Unternehmen in ihre Satzungen oder in die Beschreibung ihrer Unternehmenspolitik auch die Frage der offiziellen Firmensprache miteinbezogen.

<sup>1</sup> Hinsichtlich ihrer Größe werden Unternehmen in drei Gruppen gegliedert: klein, mittelgroß, groß. Die Größe wird entweder nach dem Firmenumsatz oder nach der Zahl der Beschäftigten definiert. Wir haben für die Bestimmung der Größenklasse die Mitarbeiterzahl herangezogen und bezeichnen ein Unternehmen als klein, wenn es weniger als 10 Beschäftigte hat, als mittelgroß wenn es über 10 bis 499 Mitarbeiter verfügt. Zu den Großunternehmen zählen Unternehmen mit mehr als 500 Beschäftigten. Diese Definition richtet sich nach den Angaben des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie (1997/98). Nach MÖLLER/BRANDMEIER (2002: 42).

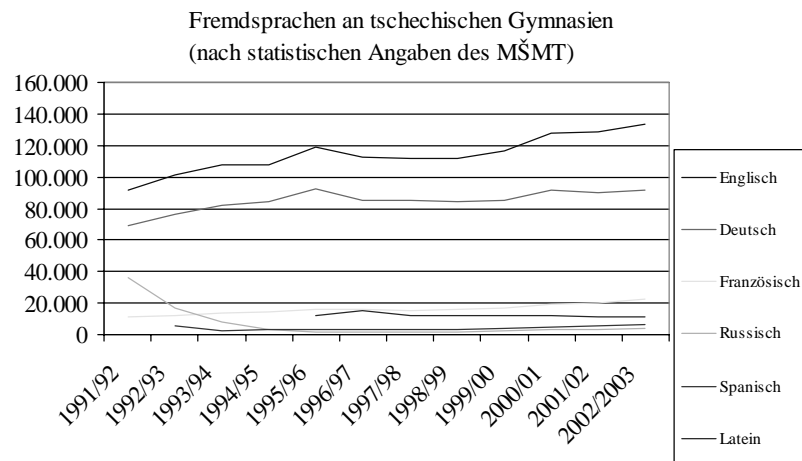


Aus der Statistik geht hervor, dass mehr als die Hälfte aller Unternehmen eine offizielle Firmensprache vorsieht (in den großen Unternehmen sind es ungefähr zwei Drittel). Wenn man von solchen Antworten wie „offiziell zwar Deutsch, tatsächlich Tschechisch“ oder „Englisch, aber verwendet wird Deutsch“ zunächst absieht, kann man folgende Verteilung der Sprachen feststellen: in den meisten Unternehmen mit einer offiziellen Firmensprache ist die Firmensprache Deutsch (55 %). Wenn man die Angaben, wo Deutsch als eine der zwei offiziellen Firmensprachen fungiert, dazurechnet, steigt die Zahl beträchtlich. Tschechisch als alleinige Firmensprache haben 9 % der Befragten angegeben.



Im Vergleich mit einer älteren Studie, in der die Kommunikationssprache in solchen Unternehmen erfragt wurde (vgl. SCHMITZ/PHILIPP 1996), ist eine weitere Stärkung der Fremdsprachen, besonders des Englischen, sicht-

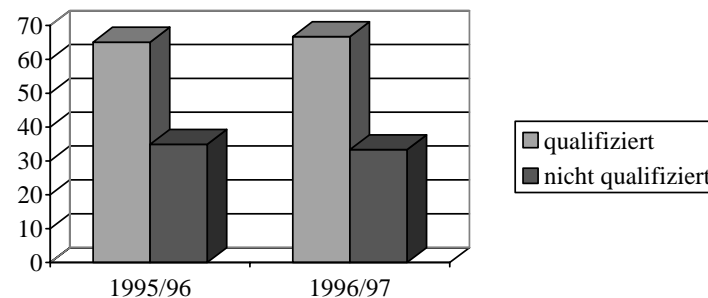
bar. Trotzdem wird in dem Diagramm auf den ersten Blick deutlich, dass sich das Deutsche in der Tschechischen Republik in solchen Unternehmen sehr wohl vor dem Englischen behaupten kann, wofür es in Tschechien wie im übrigen Osteuropa immer noch relativ gute strukturelle Voraussetzungen gibt (vgl. NEKULA 2004), da das Deutsche neben dem Englischen immer noch zu den meistunterrichteten Fremdsprachen gehört:



Nach dem Bericht eines Meinungsforschungsinstituts, in dem die Fremdsprachenkenntnisse in der Tschechischen Republik ausgewertet wurden, lag Deutsch im Mai 2003 mit 40 % deutlich vor Russisch mit 29 % und Englisch mit 27 % (vgl. NEKULA 2004).

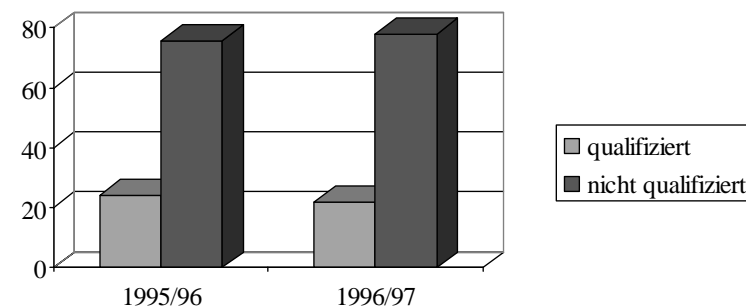
Andere Angaben lassen jedoch eine leise Skepsis im Hinblick auf das Niveau dieser Kompetenz aufkommen:

Fremdsprachenqualifikation der Lehrer an Gymnasien  
(nach Nekvapil 2003) in %

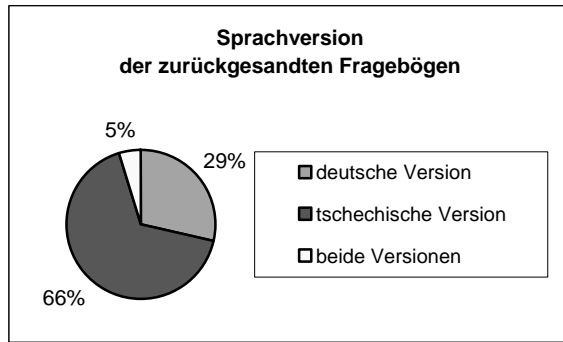


Noch schlechter sieht es an den Grundschulen aus:

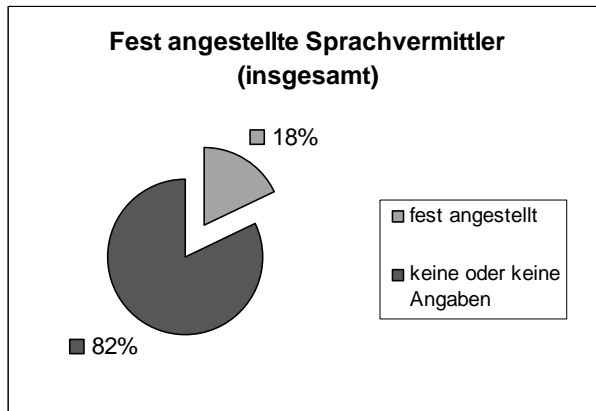
Diagramm 7: Fremdsprachenqualifikation der Lehrer an den Grund- und Hauptschulen (nach Nekvapil 2003) in %



So besagt die Angabe einer offiziellen Firmensprache wohl nichts über die tatsächliche Kommunikationssprache. Die tatsächliche Sprachwirklichkeit in den Unternehmen sieht offensichtlich anders aus als die, die offiziell intendiert wird. Auch wenn wir die Unternehmen von Deutschland aus konsequent zweisprachig angeschrieben haben, wurden in der Regel die tschechischen Fragebögen zurückgeschickt:

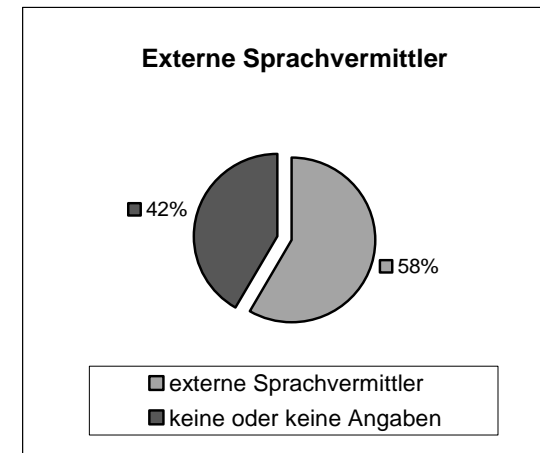


Dieses Bild wird durch Angaben über den Umfang des Dolmetschens und Übersetzens in deutsch-tschechischen Unternehmen bestätigt. So ist festzustellen, dass in 18 % der Unternehmen fest angestellte Sprachvermittler arbeiten, wobei die Prozentzahl bei großen Unternehmen auf 40 % steigt. In 43 % der Unternehmen, die Sprachvermittler fest anstellen, arbeitet mehr als eine Person als Dolmetscher, Übersetzer oder Sprachassistent. Beispielsweise wurden in einem Automobilwerk im Jahre 2003 laut der Dolmetscherabteilung etwa 80 ausländische Experten, 9 interne und bis zu 60 externe Sprachvermittler beschäftigt.

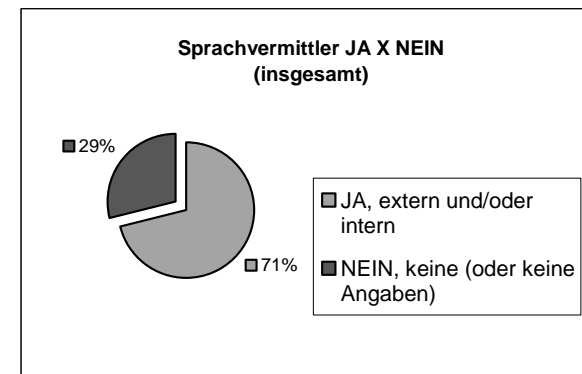


Ein Beweis dafür, dass man mit den deklarierten Firmensprachen Deutsch und Englisch nicht überall zurecht kommt, ist auch die Zahl der Unternehmen, die keinen eigens für die Übersetzung fest angestellten Sprachvermittler haben, sondern nach eigenen Angaben für den unternehmerischen All-

tag, d.h. sowohl für die gesprochene als auch für die geschriebene Kommunikation regelmäßig externe Dolmetscher und Übersetzer benötigen. Insgesamt sind es 58 % (47 % der kleinen Unternehmen, 66 % der mittelgroßen Unternehmen und 70 % der großen Unternehmen).

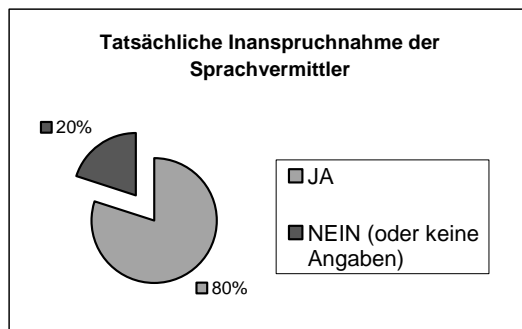


Zusammengerechnet sind es 71 % der Unternehmen, die explizit angegeben haben, Sprachvermittler fest angestellt zu haben oder freiberuflich zu beschäftigen, bzw. für solche Personen finanzielle Ausgaben zu haben:



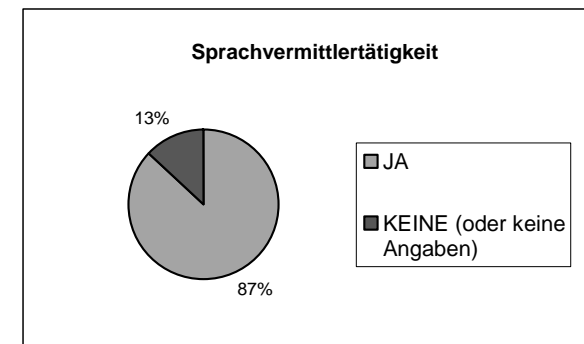
Die Zahl der Unternehmen, welche die Tätigkeit der Sprachvermittler bestätigen, ist jedoch viel größer (80 %, bei großen Unternehmen sogar 95 %!). Einige Unternehmen, welche die Frage nach Inanspruchnahme von Sprach-

vermittlern mit ‚nein‘ beantwortet haben, haben ihre Angaben in weiteren Antworten korrigiert, indem sie die Dienstleistungen der Sprachvermittler bei Übersetzungstätigkeiten beschrieben und somit indirekt angegeben haben. Unklar ist, ob man in solchen Unternehmen doch interne oder externe Sprachvermittler beschäftigt oder ob anderweitig beschäftigte Mitarbeiter für diese Tätigkeiten eingesetzt werden.



An dieser Stelle ist es interessant, sich die Unternehmen anzusehen, die keine Sprachvermittler brauchen bzw. die davon ausgehen, keine Sprachvermittler zu benötigen. So gibt ein Maschinenhersteller mit 8.300 Beschäftigten an, dass er in Tschechien 9 Mitarbeiter beschäftigt, wobei in Deutschland 4 Mitarbeiter für Tschechien zuständig sind. Eine ähnliche Konstellation findet man auch bei einer Bank mit 3.000 Beschäftigten, bei der in Deutschland 4 Mitarbeiter für Tschechien zuständig sind und die in Tschechien 3 Mitarbeiter angestellt hat. Auf Grund weiterer Angaben ist dies ein klares Beispiel dafür, dass die tschechischen Mitarbeiter neben den Marketing- und anderen Aufgaben auch die Rolle der Sprachvermittler gegenüber der Zentrale übernehmen müssen, da die Mitarbeiter in Tschechien über keine Entscheidungsbe-fugnisse und die Mitarbeiter in der Zentrale über keine Tschechischkenntnisse verfügen. Ähnlich sieht es bei einem Unternehmen aus, welches Hopfen vertreibt und in Deutschland etwa 50, in Tschechien einen Mitarbeiter beschäftigt, oder bei anderen Unternehmen, zum Beispiel einem internationalen Speditionsunternehmen, einem Reifenhandelsunternehmen usw. Auch hier besteht ein Teil der Arbeitsaufgaben tschechischer Mitarbeiter in der Sprach- oder der auf der Landessprache basierenden Wissensvermittlung für die Entscheidungsträger. Dies trifft auf weitere Unternehmen zu, deren Inhaber oder Management über keine Tschechischkenntnisse verfügen und bei Entscheidungen sowie bei der Kommunikation mit Handelspartnern, Kunden und Behörden auf die Vermittlung der deutsch und englisch sprechen-

den tschechischen Mitarbeiter angewiesen sind. Insgesamt handelt es sich um weitere ca. 7 % der Unternehmen, oft aus den Branchen Finanz- und Beratungsunternehmen und Handel, in denen die Sprach- und Wissensvermittlung zwar nicht als solche reflektiert wird, in denen jedoch auf Grund der Verteilung von Entscheidungskompetenzen eine solche Tätigkeit im Arbeitsalltag von tschechischen Mitarbeitern regelmäßig durchgeführt werden muss, damit die deutschsprachige Leitung Entscheidungen treffen kann. Das Verhältnis sieht dann folgendermaßen aus:



Die Umfrage hat ergeben, dass in den meisten Unternehmen, nämlich in 87 %, entweder professionelle Sprachvermittler oder in einer anderen Position beschäftigte Mitarbeiter als Sprachvermittler eingesetzt werden. Das ist 15 Jahre nach der Wende und unmittelbar nach der EU-Osterweiterung ein eher bescheidenes Ergebnis.

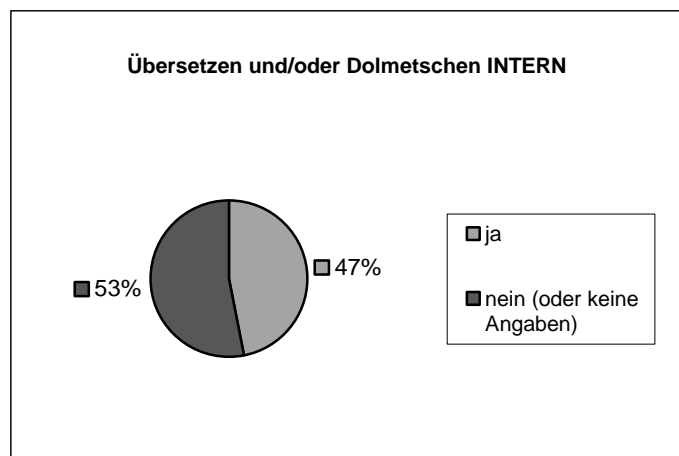
Das Ausmaß der Belastung, die durch Dolmetschen und Übersetzen entsteht, ist schon deswegen schwer zu bestimmen, weil die Angaben in den Fragebögen auf der Selbsteinschätzung der Unternehmen beruhen, die sehr subjektiv sein kann. Einer der Befragten bemerkt zu der Frage, ob in seinem Unternehmen gedolmetscht wird, Folgendes: „Nein, meine Mitarbeiter übersetzen, wenn ich an Besprechungen teilnehme.“ In diesem Fall weiß man augenscheinlich, dass ein Teil der unmittelbaren Mitarbeiter des deutschen Leiters kein Deutsch bzw. Englisch beherrscht und dass in diesem Unternehmen gedolmetscht wird, und zwar auch innerhalb des Unternehmens, nicht nur bei Verhandlungen mit Behörden, Kunden und Zulieferern. Da der deutsche Manager ohne Tschechischkenntnisse arbeitet und eine Produktion mit 60 tschechischen Mitarbeitern leitet, ist davon auszugehen, dass man in diesem Unternehmen beim konsekutiven Dolmetschen wöchentlich mehrere



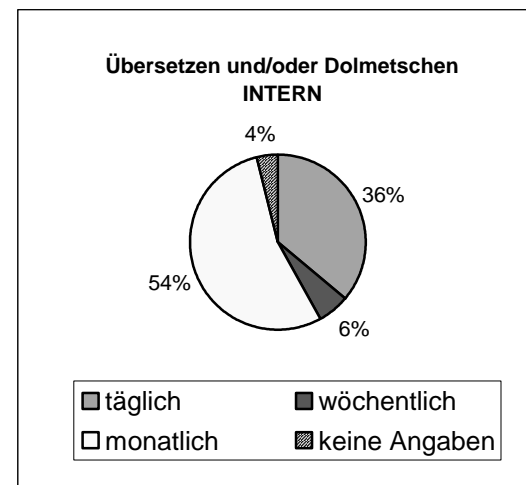
Stunden verliert, die man an anderer Stelle einsetzen könnte. Dieser Fall ist trotz der zitierten Selbsteinschätzung eindeutig. Es ist sicher nicht falsch, wenn man davon ausgeht, dass die Situation anderer Unternehmen ähnlich gelagert ist.

Dennoch kann die Belastung durch das Dolmetschen und Übersetzen in gewissem Maß quantifiziert werden. Hier beschränken wir uns auf die etwa 80 % der Unternehmen, die dazu eindeutige Aussagen gemacht haben.

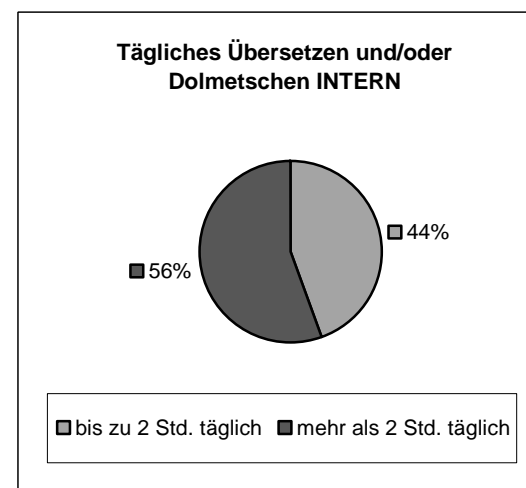
Im Hinblick auf die qualitative Bestimmung des negativen Wertes des Sprachfaktors (der Sprachausbildung) ist die Verteilung der Dolmetscher- und Übersetzerdienste in der Unternehmenskommunikation von Interesse. 47 % der Befragten (bei großen Unternehmen sind es 60 %), die dolmetschen und/oder übersetzen lassen müssen, tun dies innerhalb des Unternehmens.



Im Hinblick auf die quantitative Berechnung der anfallenden Kosten stellen wir fest, dass 54 % monatlich, 6 % wöchentlich und 36 % der Unternehmen täglich dolmetschen und/oder übersetzen lassen müssen.

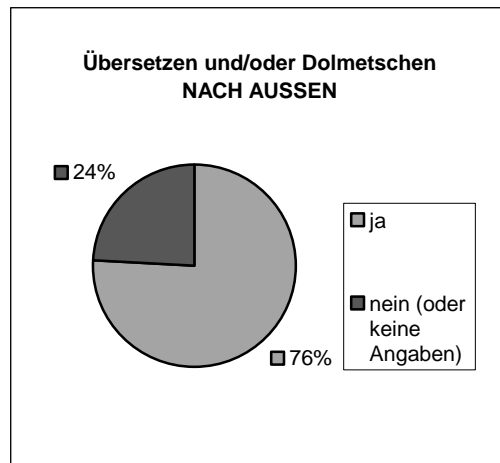


Sehen wir uns das **interne** tägliche Übersetzen/Dolmetschen an, stellen wir fest, dass in 44 % dieser Unternehmen bis zu 2 Stunden täglich und in ganzen 56 % der Unternehmen mehr als 2 Stunden täglich Sprachvermittlertätigkeiten ausgeübt werden.



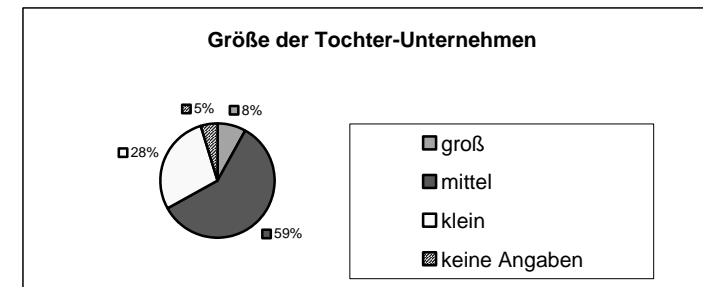
Noch größer ist die Zahl der Unternehmen, die Dolmetscher- und/oder Übersetzungstätigkeiten nach außen richten: an Kunden, Behörden, Ge-

schäftspartner und Lieferanten. Hier sind es 76 %. Die Frequenz des täglichen Dolmetschens/Übersetzens liegt aber in diesem Fall deutlich niedriger, d.h. täglich wird in 5 %, wöchentlich in 23 % der Unternehmen übersetzt.



So zeigt sich, dass das Unternehmen in der Tat als Ganzheit von Interaktionen verstanden werden kann, die ihre Mitglieder v.a. in der internen Kommunikation ausführen. Die Angaben zum täglichen Dolmetschen und Übersetzen, wobei die Frage der Standardisierung und der symmetrischen oder asymmetrischen Adaptation der Mitarbeiter in der interkulturellen Kommunikation hier außer Acht gelassen wird, verdeutlichen dies noch einmal. Wenn man dann allein die Angaben zum täglichen Dolmetschen berechnet, kommt man bei ca. 2000 deutsch-tschechischen Unternehmen zum Ergebnis, dass in 576 Unternehmen täglich gedolmetscht wird. Rechnen wir pro Unternehmen nur einen Sprachvermittler und zwei Mitarbeiter, für die gedolmetscht werden muss, und nur eine Stunde pro Arbeitstag, die durch konsekutives Dolmetschen verloren geht, sind es je nach Länge der Arbeitswoche 6 bis 7 Arbeitswochen pro deutschen und tschechischen Mitarbeiter und pro Dolmetscher im Jahr, die man an Zeit für eine Übersetzung des Dolmetschers aufbringt. Gehen wir von einem Gehalt von 30.000 Kč/monatlich für den tschechischen Mitarbeiter, von 5.000 Euro/monatlich für den deutschen Mitarbeiter und von 40.000 Kč/monatlich für den Dolmetscher, ergibt dies ca. 400.000 Kč bzw. 13.500 Euro pro Unternehmen, die für dieses Warten pro Jahr ausgegeben werden. Bei 576 Unternehmen sind es ca. 232.000.000 Kč bzw. 8. Mio. Euro pro Jahr, seit der Wende ca. 3,25 Mrd. Kč bzw. 110 Mio. Euro. Bei einer zusätzlichen Stunde pro Tag

verdoppelt sich diese Summe. Im Fall der großen Unternehmen könnten die nach den oben angeführten Angaben berechneten Kosten allein im erwähnten Automobilwerk bei ca. 113 Mio. Kč bzw. 3,8 Mio. Euro pro Jahr bzw. bei ca. 1,6 Mrd. Kč bzw. 53 Mio. Euro seit der Wende liegen. Dabei sind gerade die großen Unternehmen, die oft mehrere Dolmetscher in der internen und externen Kommunikation beschäftigen, am stärksten unter denen vertreten, die von einem solchen Service täglich Gebrauch machen, so dass die Angaben für die Tschechische Republik kräftig nach oben korrigiert werden müssten:



Zu 8 % haben wir es mit 160 großen Unternehmen zu tun. Eingangs wurde gesagt, dass 95 % der großen Unternehmen den Einsatz von Sprachvermittlern bestätigen, 60 % dieser Unternehmen setzen sie intern ein. Das wären 96 Unternehmen. Gerade diese großen Unternehmen, die die Sprachvermittler für die interne Kommunikation benötigen, weil ihre Organisation und damit auch die Kommunikation sehr komplex ist, nehmen die Übersetzungs- und Dolmetscherdienstleistungen in der Regel täglich in Anspruch. Und auch wenn die Größe und Komplexität der Prozesse in diesen Unternehmen nicht unbedingt immer mit der des besagten Automobilwerkes vergleichbar ist, sind die Kosten, die sich hier abzeichnen (gegen 100 Mrd. Kronen bzw. 3,3 Mrd. Euro seit der Wende) atemberaubend. Diese Summe ist übrigens gar nicht so unrealistisch, wie es auf den ersten Blick erscheint, denn wir sind bisher jeweils von einer Stunde pro Tag ausgegangen, die durch konsekutives Dolmetschen verloren geht.

Selbst diese teilweise Berechnung für Tschechien macht also deutlich, dass die gemischten Unternehmen allein durch die Sprachvermittlung finanziell beträchtlich belastet werden, denn wir haben nur die berechenbaren Kosten einbezogen: Verluste durch fehlende kommunikative Kontrolle bei geschäftlichen Verhandlungen nach außen, Verluste bei Desinterpretation

durch Dolmetscher in der ‚Produktion‘, Verluste durch Demotivation usw. sind hier nicht eingeschlossen. Diese Belastung der Wirtschaft, die etwa durch niedrigere Lohnkosten oder durch Steueranreize selbstverständlich bei weitem ausgeglichen wird, wird noch deutlicher, wenn man diese Berechnung auf den gesamten ostmitteleuropäischen Raum projiziert. Die Auswertung für die ‚deutsch-tschechischen‘ Unternehmen macht damit die unmittelbare ökonomische Bedeutung des Kommunikationsmanagements in den Unternehmen und der bewussten und gezielten Fremdsprachenpolitik der mitteleuropäischen Staaten auch im Hinblick auf den Bedarf im Wirtschaftssektor sichtbar. Daher sollte zugunsten der Wirtschaft interveniert werden. Wenn man nur einen Teil des so errechneten *negativen* Wertes (d.h. der ständig anfallenden Kosten fürs Dolmetschen und Übersetzen) in die Sprachqualifizierung bereits während der Ausbildung *positiv* investieren würde, wäre schon viel getan. Ganz abgesehen von positiven Auswirkungen derselben auf den Außenhandel (vgl. VANDERMEEREN 1998), das Arbeitsklima und Arbeitsproduktivität usw.

Wie bereits oben erwähnt, geht aus der Fragebogenbefragung hervor, dass beinahe 2/3 der gemischten Unternehmen allein Deutsch als Firmensprache vorsehen, während nur in 14 % der Unternehmen Tschechisch bzw. Tschechisch und Deutsch als Firmensprache zugelassen werden. Präferiert wird also eine asymmetrische Adaptation auf das Deutsche (die Standardisierungsvariante mit Englisch ist mit 15 % vertreten). Die Sprachpolitik des Unternehmens richtet sich somit – zumindest in großen Unternehmen – nach den Machtverhältnissen. Die Richtung des Investitions-, Technologie-, Wissenstransfers sowie die Dominierung der Chefetage bzw. des Managements durch ausländische Mitarbeiter bestimmt in der Regel auch die Firmensprache. So verbindet sich die Sprache mit der Statuskategorie und wird selbst zum Statusmerkmal. Die Wahl des Deutschen als Firmensprachen in den gemischten Unternehmen führt zudem zur sog. kommunikativen Dominanz (des Muttersprachlers) und Subdominanz (des Fremdsprachlers), was die Hierarchisierung in diesen Unternehmen verhärtet und bis hin zur negativen sprachlich-ethnischen Stereotypisierung führen kann. Dies ist für ein positives Klima in den Unternehmen sowie für die Arbeitsproduktivität derselben nicht zuträglich, denn die Unternehmen sind, wie wir eingangs erwähnt haben, Organisationen, die als Ganzheit von Interaktionen verstanden werden können, die ihre Mitglieder v.a. in der internen, aber auch in der externen Kommunikation ausführen. Die Kommunikation, in denen sich diese Interaktionen konkret umsetzen, ist von ganz zentraler Bedeutung. Für die interkulturellen Unternehmen gilt dies doppelt.

Auf der Basis der in der zweiten Phase unseres Projektes in den Unternehmen durchgeführten Interviews sollen Wege aufgezeigt werden, wie eine kommunikative Polarisierung in der interkulturellen Kommunikation wahrgenommen wird, ob und wie dabei die sprachlich-ethnische Komponente eine Rolle spielt, ob und wie diese mit anderen sozialen Kategorien kombiniert werden und ob und wie eine Hierarchisierung (Asymmetrie) entsteht und wie dieser entgegengewirkt werden kann. Die bereits durchgeführten und bisher nur teilweise ausgewerteten Interviews zeigen, dass die Neutralisierungsstrategien sehr vielfältig sind. In kleineren Unternehmen, in bestimmten Fällen auch in großen, wird die symmetrische Adaptation oder Standardisierung als Neutralisierungsstrategie eingesetzt, bei der zwar sprachlich-ethnische Kategorien in der interkulturellen Kommunikation durch die Sprache (phonetische, grammatische, pragmatische Besonderheiten) ebenfalls aktualisiert, nicht aber hierarchisiert werden (jeweils in der Fremdsprache). Die Symmetrie, die bei der asymmetrischen (mit Status kombinierten) Adaptation fehlt, kann durch paritätische Besetzung von Vorstand und Aufsichtsrat, durch Schaffung von deklariert symmetrischen Tandems oder durch Aufrechterhaltung der tschechischen Merkmale im Logo nach innen und nach außen kommuniziert werden. Auch die Bevorzugung von kooperativen statt konfrontativen Tandems wurde appliziert, in denen die kommunikative Polarisierung und damit auch die ethnische Polarisierung und Stereotypisierung geschwächt werden konnte. Bewusst überwunden wird die Aktualisierung von ethnischen Kategorien und Stereotypen durch kollegiale Kategorisierungen usw. All diese Neutralisierungsstrategien können beim integrierten Kommunikationsmanagement bewusst zusammengefasst werden.

In kleineren gemischten Unternehmen, wo man intensiver aufeinander angewiesen ist und wo die Aufteilung in die Domänen ‚Management‘ und ‚Produktion‘ nicht so stark ausgeprägt ist, trägt übrigens die Unternehmenspolitik der tatsächlichen Sprachwirklichkeit Rechnung. Nicht allein die tschechischen Mitarbeiter sollen sich an das Deutsche anpassen, wünschenswert und nötig sind ebenso Tschechisch-Kenntnisse der deutschen Mitarbeiter, was sich dann auch in der personellen Arbeit kleinerer Unternehmen bemerkbar macht (vgl. NEKULA 2002).

Die Wege und Methoden im Hinblick auf die Größe des Unternehmens und die Komplexität der Produktion sind also unterschiedlich, doch ist das Ziel identisch: die Unternehmenskommunikation zu optimieren, die Spannungen, die sich auf die interne Interaktion negativ auswirken können, zu minimalisieren, die direkten negativen Kosten zu senken. Ein bewusstes

Kommunikationsmanagement in den Unternehmen sowie eine vorausschauende Sprachpolitik der mitteleuropäischen Staaten können hierzu einen wichtigen Beitrag leisten.

### Literatur

HÖHNE, Steffen (1995): Vom kontrastiven Management zum interkulturellen. Ein Überblick über kontrastive und interkulturelle Management-Analysen. – In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 21, 75–106.

HÖHNE, Steffen (1997): Von asymmetrischer zu kooperativer Kommunikation. Beobachtungen zu kulturbedingten Divergenzen bei Kommunikations- und Personalinstrumenten in deutsch-tschechischen Joint ventures. – In: S. Höhne, M. Nekula (Hgg.), *Sprache, Wirtschaft, Kultur. Deutsche und Tschechen in Interaktion*. München: Iudicium, 99–125.

MAST, Claudia (2002): *Unternehmenskommunikation*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

MÖLLER, Joachim/BRANDMEIER, Michael (2002): Der Aufbau der Wirtschaftsbeziehungen zu Mitteleuropa – Ergebnisse einer Befragung ostbayerischer Unternehmen. – In: J. Möller, M. Nekula (Hgg.), *Wirtschaft und Kommunikation. Beiträge zu den deutsch-tschechischen Wirtschaftsbeziehungen*. München: Iudicium, 29–50.

NEKULA; Marek (2002): Kommunikationsführung in deutsch-tschechischen Firmen. – In: J. Möller, M. Nekula (Hgg.), *Wirtschaft und Kommunikation. Beiträge zu deutsch-tschechischen Wirtschaftsbeziehungen*. München: Iudicium, 65–83.

NEKULA, Marek (2004): Deutsch als Europasprache aus tschechischer Sicht. – In: Ch. Lohse (Hg.), *Die deutsche Sprache in der Europäischen Union. Rolle und Chancen aus rechts- und sprachwissenschaftlicher Sicht*. Baden-Baden: Nomos, 129–144.

NEKVAPIL, Jiří (2000): On Non-Self-Evident Relationships between Language and Ethnicity: How Germans Do Not Speak German, and Czechs Do Not Speak Czech. – In: *Multilingua* 19, 37–53.

NEKVAPIL, Jiří (2003): On the Role of the Languages of Adjacent States and the Languages of Ethnic Minorities in Multilingual Europe: the Case of the Czech Republic. – In: J. Besters-Dilger, R. die Cillia, H.–J. Krumm, R. Rindler Schjerve (eds.), *Mehrsprachigkeit in der erweiterten Europäischen Union / Multilingualism in the enlarged European Union / Multilingualisme dans l'Union Européenne élargie*. Klagenfurt: Drava, 76–94.

SCHMITZ, Norbert/PHILIPP, Christine (1996): *Interkulturelles Management. Die Zusammenarbeit von Tschechen und Deutschen: Ergebnisse einer Kienbaumstudie*. Unveröffentlichtes Manuskript.

*Statistická ročenka ČR 2003*. Praha: Český statistický úřad. (www.czso.cz)

VOLLSTEDT, Marina (2002): *Sprachenplanung in der internen Kommunikation internationaler Unternehmen. Studien zur Umstellung der Unternehmenssprache auf das Englische*. Hildesheim: Olms.

VANDERMEEREN, Sonja (1998): *Fremdsprachen in europäischen Unternehmen. Untersuchungen zu Bestand und Bedarf im Geschäftsalltag mit Empfehlungen für Sprachpolitik und Sprachunterricht*. Waldsteinberg: Heidrun Popp.